

## **Detlef Dunker**

### **geboren 1948, Volksschule und anschließende Mittlere Reife, Lehrlingsausbildung als Angestellter**

#### **Meine Eltern**

Meine Mutter wurde 1909 geboren. Ihr Vater hatte in der Kleinstadt Tribsees in Vorpommern ein damals großes und bedeutendes Baugeschäft. Er starb Ende der Dreißiger des letzten Jahrhunderts. An seine Frau kann ich mich noch gut erinnern. Sie besuchte uns mehrfach in Tangstedt und wohnte später, nach ihrer Übersiedlung aus der DDR, bei ihren Töchtern, meinen Tanten, in Wilhelmshaven.

Meine Mutter wurde nach dem Lyzeum zunächst als Kinderkrankenschwester und später zur Hebamme ausgebildet. Vor ihrer Hebammenausbildung arbeitete sie meist in Privatdiensten bei wohlhabenden Frauen, die sich die Kosten für eine eigene Kinderschwester leisten konnten. Sie kümmerte sich beispielsweise um den 1936 geborenen Sohn einer Schauspielerin. 1932 war sie in Uppsala in Schweden als Kinderschwester von einer deutschen Familie engagiert.

Ihre erste Praxis als Hebamme hatte sie in Gransee, einem Dorf nördlich von Berlin. 1945 floh sie mit abrückenden deutschen Truppen vor der herannahenden Roten Armee und landete schließlich in Tangstedt nahe Hamburg. Sie erzählte manchmal, auf der Flucht habe sie alles, was sie mitnehmen konnte, verloren, weil die Panzer, mit denen sie fuhr, aus der Luft angegriffen wurden. Mit irgendwem hatte sie verabredet, sich bei einer Freundin in Hamburg-Bergstedt, nicht weit von Tangstedt, zu melden.

Mein Vater Friedrich wurde 1903 in Heiligenhafen an der Ostsee geboren, wo seine Eltern ein Hotel besaßen. Von den Kindern seiner Eltern überlebten die ersten Kinderjahre außer ihm zwei Schwestern und ein Bruder.

Meine spätere Großmutter, die Mutter dieser vier, war ab 1917 Witwe. Sie gab Fritz, als er mit vierzehn Jahren aus der Schule kam, den Rat, vielleicht auch eher die Anweisung, etwas mit Lebensmitteln als Beruf zu ergreifen. 1917 hungerten infolge des Krieges in Deutschland Millionen. Hunderttausende starben an Unterernährung. Mein späterer Vater folgte dem und begann in Lütjenburg in Schleswig-Holstein eine Lehre in einer Molkerei. Nach der Lehre zog er als Geselle durch Norddeutschland.

Mein späterer Vater, seine Geschwister und ihre Mutter schlossen sich schon früh, noch in den Zwanzigern, der Nazi-Partei an. Hans, als schwer verletzter Invalide des Weltkriegs I, durfte „nur“ in die SA. Fritz wurde lange vor 1933 SS-Mitglied.

In den Dreißigern war mein Vater beruflich vorangekommen und angestellter Chef einer Molkerei in Mitteldeutschland, in Roßleben. Er verdiente viel Geld und fuhr für damalige Verhältnisse große Autos. Auf einem noch erhaltenen Bild ist er auf der Tangstedter Dorfstraße zu sehen, offenbar zu Besuch bei seiner Mutter und seinen Schwestern.

Doch nicht nur Autos galt sein Herz. Ebenso, oder vielleicht noch mehr, auch den Frauen.

Fritz sah sehr gut, sehr attraktiv aus. Und er hatte zu seinem guten Aussehen nicht nur einen gewissen Wohlstand. Spätestens seit Beginn der Nazi-Diktatur gab ihm seine SS-Mitgliedschaft auch gesellschaftliches Ansehen.

Im November 1939, zwei Monate nach Kriegsbeginn, wurde mein Vater in der von deutschen Truppen besetzten polnischen Stadt Radom Mitglied der Waffen-SS. Diese neue Elitetruppe der Nazis wurde ausschließlich aus den sogenannten Totenkopfverbänden der SS, den Wächtertruppen der KZs, gebildet. Nach seinen spärlichen und nur anekdotenhaften Erzählungen war er bis zum Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion in Frankreich, Holland, der

Tschechoslowakei und Polen stationiert. In Prag auf dem Hradschin und in Krakau in der Wawel-Burg, von denen Vater immer wieder erzählte, waren ausschließlich die Mordtruppen der SS stationiert. 1941 wurde mein Vater in der Sowjetunion verwundet. Er sagte einmal, er habe bereits die Moskauer Vorortbahnen sehen können, als er getroffen wurde. Er erlitt eine schwere Verwundung seines rechten Oberschenkels, aus dem ein Teil des Knochens und ein faustgroßes Fleischstück herausgerissen wurden. Nicht durch die Verwundung, sondern in der Folge medizinischer Versuche, die der damals berühmte Arzt Professor Sauerbruch mit Verwundeten unternahm, wurde Vater zu einem schwerbehinderten Krüppel mit einem versteiften Bein, der bis zum Kriegsende in verschiedenen Lazaretten bleiben musste. Er erzählte, er habe durch Sauerbruchs Behandlung einen Eiweißchock erlitten, der Krämpfe auslöste und so zu seinem Sturz aus dem Bett führte, durch den sein Bein gänzlich steif wurde. Am 8. Mai 1945 wurde er aus dem Hamburger SS-Lazarett, dem heutigen Asklepios-Heidelberg-Krankenhaus, entlassen. Als Krüppel im Rollstuhl, mit Sprachstörungen und des Lesens, Schreibens und Rechnens nicht mehr fähig, kam er zurück zu seiner Mutter.

Die Ideologie, der er sich zwanzig Jahre zuvor verschrieben hatte, war im Wortsinne über Nacht, vom 7. auf den 8. Mai, zum Verbrechen geworden, und der Frauenschwarm zum bedauernswerten Krüppel, der auf einer oberen Stufe der sozialen Leiter stehende Molkereichef zum Empfänger einer Hungerrente. Und schon im Jahr zuvor, als er noch in einem Lazarett in Brüssel lag, waren innerhalb weniger Monate zuerst seine kleine Tochter Karin und dann ihre Mutter, Fritz' erste Frau, die er wohl Anfang des Krieges in Breslau geheiratet hatte, in Davos in der Kur an Tuberkulose gestorben.

Meine Großmutter Dunker, ihre Töchter Gretel, Elli und Fritz wohnten dann gemeinsam in Omas Haus in Tangsted, in das sie 1920 oder 1921 gezogen waren. Es war völlig atypisch für Schleswig-Holstein: Unten massives verputztes Mauerwerk, an dessen Nordseite eine hölzerne Außentreppe in das Dachgeschoss führte. Es war als Fachwerk gebaut. Grün angestrichene Balken, rote Ziegelsteine, darin kleine Fenster nach Osten und Westen und ein großes zur Südseite.

Neben, oder besser: Hinter diesem an der Straße gelegenen Wohnhaus hatte meine Großmutter einen für damalige Verhältnisse großen, aus roten Backsteinen gemauerten Schweinestall gebaut. Seit ich mich erinnern kann, waren keine Schweine mehr in dem Stall, und der hintere Teil war zur Wohnung ihrer Tochter Gretel ausgebaut worden. In den späten Fünfzigern, vielleicht auch erst den frühen Sechzigern, baute Gretel die hinter dem Haus gelegene unterirdische Jauchegrube des ehemaligen Schweinestalls zum „Atombunker“ um – ob er genügend Schutz geboten hätte, kann sicher bezweifelt werden. Aber die Aktion war ein konkreter Ausfluss der damals weit verbreiteten Angst vor einem neuen Weltkrieg. Im letzten Haus im Dorf, um wieder in die chronologische Reihenfolge zurückzukehren, wohnten nun unmittelbar nach dem Krieg Dunkers. Mutter, zwei Töchter und Sohn.

Das Nachbarhaus gehörte Wilhelm Voß und seiner Frau. Wie überall in dieser Zeit kurz nach dem Krieg stand auch in Tangstedt Wohnraum unter behördlicher Zwangsbewirtschaftung, um den Millionen Flüchtlingen und Ausgebombten wenigstens ein provisorisches Dach über dem Kopf geben zu können. Bei Voß wurde daher in einem Zimmer im Erdgeschoß Christel Heuer einquartiert, denn sie sollte die bisherige Tangstedter Hebamme ablösen. Fräulein Heuer erhielt daher von der Gemeinde dieses Zimmer bei Voß zugewiesen. Das Einzugsgebiet ihrer Praxis umfasste viele Quadratkilometer und reichte von Henstedt-Ulzburg bis Bargtheide,

von Hamburg-Wohldorf bis Wakendorf. Christel machte alle Wege mit dem Rad. Ein Taxi wurde nur in Eilfällen benutzt, wenn eine Geburt schon unmittelbar bevorstand.

## **Die junge Familie**

Fritz und Christel lernten sich noch 1945 oder spätestens 1946 über den Zaun kennen. Er trennte die benachbarten Grundstücke von Voß und Dunker. So, wie mir immer erzählt wurde, hackte mein späterer Vater Holz, als beide erstmals ins Gespräch kamen. Die schlichte Tatsache, dass er Holz hacken konnte, zeigt nicht, dass sich sein Gesundheitszustand seit der Entlassung aus dem Lazarett deutlich verbessert haben musste. Eine Verwandte bestätigte mir viel später, was mein Vater immer erzählte: Er hackte, im Rollstuhl sitzend, Holz. Offenbar konnte er wieder genug sprechen, um sich zu unterhalten. Das Rechnen habe er sich, erzählte er mir selbst, mit der Hilfe von Spielkarten wieder beigebracht. Er habe immer ein Kartenspiel in der Tasche getragen und die Punkte der Karten addiert und subtrahiert, multipliziert und dividiert. Vater konnte, seit ich mich erinnere, sehr gut im Kopf und auch schriftlich rechnen. Beim Sprechen und Schreiben behielt er Aussetzer bis zum Lebensende – manchmal fielen ihm einfache Worte nicht ein, und manchmal wusste er nicht, wie sie zu schreiben waren. Seine Hand zuckte dann wie eigenständig wild über dem Papier hin und her, ohne den Anfang des Buchstabens zu finden.

Der Hochzeitszeitung meiner Eltern konnte ich entnehmen, dass mein Vater wegen seiner SS-Mitgliedschaft ein ganzes Jahr einsaß, wahrscheinlich in Bad Oldesloe. Von dem englischen Gefängnis erzählte er immer wieder, wie auch von den Lagern der Franzosen und Amerikaner, in denen er ebenfalls als ehemaliger SSler saß. Die Engländer, in deren Besatzungsgebiet er lebte, holten ihn, wie er immer wieder voller Hohn erzählte, mit einem Panzer zur Haft ab. Er sei wohl als SS-Mann selbst als Krüppel noch zu gefährlich gewesen, um einfach im Auto zu fahren, fügte er gerne hinzu.

Am 26. Juli 1947 heirateten Christel und Fritz. Sie zogen in den ersten Stock, in dem auch Fritz' Mutter ein winziges sechs Quadratmeter großes Schlafzimmer hatte. Es gab neben dieser Kammer ein kleines Wohnzimmer, eine gleich große Diele, vier weitere Kammern und eine ebenso kleine Küche. Wie auch der Ofen im Wohnzimmer wurde der Küchenherd noch zu der Zeit meiner ersten Erinnerungen mit Holz oder Torf beheizt, weil Kohlen noch zu teuer waren. Die Fachwerkwände waren nur unzulänglich. Ich selbst kann mich noch daran erinnern, dass durch die Wohnzimmerwand Ranken des an der Südseite wachsenden Weines durch die Mauer ins Zimmer wucherten. Unten im Haus wohnten Mieter.

Im Oktober des nächsten Jahres wurde ich geboren.

## **Das Dorf**

Tangstedt liegt unmittelbar östlich von Norderstedt an der Landesgrenze zwischen Schleswig-Holstein und Hamburg. Wer heute dort hin kommt – ich war im Frühjahr 2017 das letzte Mal dort- wird sich kaum vorstellen können, wie das Dorf in den Jahren nach 1950 aussah. Es gab zwei ziemlich in Form eines T verlaufende Straßen, beide mit unbehauenen Feldsteinen einseitig gepflastert. Die zweite Spur war ein Sommerweg, also unbefestigter Sand. Eine der beiden Straßen führte von der Segeberger Chaussee, der heutigen B 432, nach Wilstedt. An ihr lagen die beiden Gaststätten. „Zur Eiche“ auf der einen Seite und die etwas bessere „Zur

Mühle“ schräg gegenüber. Leicht schräg hinter der „Mühle“, vielleicht einhundert Meter zurückgesetzt, lag die Kirche.

Bei den beiden Gasthöfen zweigte die später so benannte Dorfstraße, die zu unserem Haus führte, ab. Gepflastert war sie bis zum Ende des Dorfes, dort verwandelte sie sich in einen unbefestigten Waldweg mit tiefen Pfützen. Das letzte Haus an dieser Straße war mein Elternhaus. In der Nähe, vielleicht 500 Meter Orts einwärts, war einer der drei Kaufmannsläden Tangstedts. Stibbe hießen die Besitzer. Kurz davor, von uns aus gesehen, war das kommunale Armenhaus, in dem vier oder fünf Familien lebten. Schräg gegenüber von Stibbe war die nicht mehr genutzte Baptistenkirche mit ihrem verwilderten Friedhof. Wie ich jetzt im Internet lesen konnte, wurde die Tangstedter Baptistengemeinde 1866 zeitgleich mit der in Hamburg gegründet und war mit ihr die älteste Deutschlands.

An den beiden Straßen lebten ungefähr 500 Menschen, davon nur sehr wenige Flüchtlinge. Diese Alteingesessenen waren zum großen Teil Bauern. Alleine in unserer Straße erinnere ich zwölf unterschiedlich große Höfe.

Und dann gab's noch die „Siedlung“. Sie war nach dem Krieg für die aus dem Osten kommenden Flüchtlinge gebaut worden. Auch dort lebten, abseits des eigentlichen Dorfes, ungefähr 500 Menschen mit fremden Namen: Mikolajewski, Skrzypczak... Stopnickis hingegen lebten nicht in der Siedlung, sondern auf der Ziegenkoppel, nicht weit von uns direkt am Waldrand. Dort standen zwischen 20 und 30 Baracken, zum Teil sogenannte Wehrmachtsbaracken, die den Krieg überdauert hatten, zum Teil aber auch etwas anspruchsvollere. An den beiden Straßen Tangstedts standen die Häuser in eher weiten Abständen. Es wäre gut möglich gewesen, auf den Wiesen oder Feldern zwischen ihnen neue Häuser für die Flüchtlinge zu bauen. Das geschah kaum. Stattdessen gab es die Siedlung.

Im Dorf gab es bis in die Sechziger nur sehr wenige Autos. Herr Fischer und seine Frau, die eine Tankstelle an der Segeberger Chaussee betrieben, hatten gleichzeitig einen kleinen Taxibetrieb mit zwei Autos. Dr. Winkler, unser Dorfarzt, und zwei oder drei andere Leute fuhren ebenfalls Wagen. Und Onkel Walter, Tante Gretels Stiefsohn, in Wilstedt, hatte einen Mercedes! So wenig Autos es gab, so wenig Trecker gab es auch. Die Bauern hatten ein Pferd oder mehrere, mit denen alle Arbeiten verrichtet wurden. Herr Biel, ein Bauer, den ich aber nicht näher kannte, hatte einen Lanz Bulldog, einen Trecker, besser eine Arbeitsmaschine noch aus Vorkriegszeiten. Und manchmal waren Lkw zu sehen, die nicht mit Diesel fuhren. Stattdessen hatten sie auf einem kleinen Teil der Ladefläche einen Apparat, mit dem Holz verschwelt wurde. Das Gas, das dabei entstand, trieb den Motor an. Eine Technik des Mangels noch aus Kriegszeiten.

Wie damals für solche Dörfer wie Tangstedt wohl nicht ungewöhnlich gab es keine Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr. Auf der Segeberger Chaussee verkehrten zwei Buslinien. Eine mit Postbussen vom Hamburger ZOB nach Bad Segeberg, die andere von der U-Bahn-Endstation Ochsenzoll nach Bad Oldesloe. Wollten Tangstedter mit dem Bus fahren, mussten sie also auf jeden Fall zur Segeberger Chaussee. Wer wie wir im oberen Teil des Dorfes wohnte, fuhr mit dem Rad ein Stück durch den Wald zur Haltestelle Puckaff. Genau dort auf der Hauptstraße verlief die Grenze zwischen Schleswig-Holstein und Hamburg. Wenn man sich mit dem Bauern Krey auf der anderen, der Hamburger Seite der Chaussee gut stand, konnte man sein Fahrrad bei ihm im Stall unterstellen.

## Wie wir spielten

In Tangstedt gab es viele Kinder, auch in meinem Alter.

Lothar L., Flüchtlingssohn, wohnte seit Mitte der Fünfziger mit seiner Mutter und seinen Großeltern, die ein sehr hartes Ostpreußisch sprachen, direkt gegenüber. Die Familie gehörte zu den wenigen Flüchtlingen, die außerhalb der Siedlung ein Haus gebaut hatten.

Dann waren in ein paar hundert Metern Entfernung Richtung Dorf Erhard S., ein Bauersohn, Ulrich K. und Manfred R. Noch etwas weiter ins Dorf hinein, in einem alten Strohdachhaus am „Silbersack“, wohnten Inge und Bernhard „Peter“ F. mit ihren drei Söhnen Klaus, Rainer und Norbert. Und so weiter und so fort.

Wenn das Wetter es erlaubte, wenn es also nicht regnete, wurde meist draußen gespielt. Da konnte man einfach mit dem Hacken des Schuhs auf dem Hof ein kleines Loch in den Sandboden drehen und ein paar Stunden Murmeln spielen. Glasmurmeln waren wertvoller als die aus bunt überzogenem Gips. Oder wir ließen im Herbst auf den abgeernteten Stoppelfeldern Drachen steigen, die wir uns zuvor aus dünnen Leisten und Transparentpapier gebaut hatten. Die Schwänze wurden aus Stoppeln, die wir aus dem Acker rissen, und einem einfachen Band, das sie zusammenhielt, gemacht.

Lothar hatte ein feuerrotes Tretauto aus Blech. Anders als heute gab es kein Spielzeug aus Kunststoff, der damals, in den Fünfzigern, erst ganz langsam bekannt wurde. Wenn wir uns gut verstanden, was nicht immer der Fall war, durfte ich auch damit fahren.

Bei Erhard S. war der ganze Bauernhof samt Kuh- und Pferdeställen, Scheune und Heuboden Spielplatz. Wenn ein paar mehr Jungs zusammenkamen, spielten wir Inschi, Trapper, Puper, Ködel. Inschi und Trapper waren natürlich Indianer und Cowboys. Puper und Ködel gab es nur im Namen des Spiels. Vielleicht befriedigten wir mit ihnen unser Bedürfnis nach Unanständigkeit? Wer Glück hatte, besaß einen echten silberfarbenen Spielzeugcolt und war alleine schon deshalb ein Held. Wenn das Geld dann noch für eine Rolle mit Knallplätzchen ausreichte, um auch die passenden Töne zum Spiel zu machen, war es perfekt. Ganz unten auf der sozialen Stufenleiter des Spiels war man, wenn einem jegliche Art von Waffe fehlte und nur mit dem ausgestreckten Zeigefinger die Pistole nachgeahmt werden konnte. Wer einen „echten“ Revolver hatte, war König. Jeder wollte mit ihm spielen. Ich hatte lange Zeit keinen, weil ich nicht durfte. Später irgendwann wurde das Verbot aufgehoben. Ich knallte damit auch unter der Bettdecke, die ich prompt mit den Funken der Zündplättchen ansengte. Es gab heftige Schimpfe ob der Brandgefahr.

Aber Spiel und reale Arbeit konnten sich auch vermischen, blieben Spiel, aber gaben uns Kindern das Gefühl, schon gebraucht zu werden und schon wichtig zu sein. Weil es noch keine Elektrozaune gab, mussten Kühe, wenn sie für ein paar Tage auf einem abgeernteten Feld grasten, gehütet werden. Das machten wir im Herbst zu Dritt oder Viert. Jeder bekam zehn oder zwanzig Pfennig vom Bauern dafür. Wir machten dabei ein Kartoffelfeuer oder teilten uns eine Steckrübe. Wir luden Heu oder Korngarben mit auf die Pferdewagen oder liefen mit dem Bauern hinter Pferd und Pflug und streuten mit unseren schwachen Kinderarmen dampfenden Mist im Herbst. Mechanisierte Miststreuer gab es damals noch nicht. Die Felder wurden mit der Forke, der Mistgabel, mit Körperkraft flächendeckend gedüngt.

Aus Astgabeln und Weckgummis wurden Katapulte gebaut, mit denen wir nicht nur auf Dosen und Flaschen schossen, sondern auch auf Vögel zielten. Das war durch die Erwachsenen streng

verboten, aber brachte am meisten Spaß. Wer gut mit dem Katapult umgehen konnte, und ich war eines dieser Kinder, traf ab und zu einen Vogel im Baum.

Allerstrengstens, noch strenger als die Jagd auf Vögel, war uns das Spielen in den verschiedenen großen Sandgruben rund ums Dorf verboten. Ich hatte wirklich Angst davor, dieses Verbot zu übertreten, denn immer wieder, das war bekannt, wurden dort Kinder von herabrutschenden Sandmassen begraben und ersticken.

Hinter unserem Haus, direkt am Sod, dem Ziehbrunnen, war meine Sandkiste, groß genug für größtes Kinderglück. Ich meine mich zu erinnern, im Sommer ganze Tage darin verbracht zu haben, ganze Landschaften mit angefeuchtetem Sand bauend.

Im Winter wurde, wenn denn Schnee lag, -und ich meine, er lag oft und sehr hoch- Schlitten gefahren oder gerodelt. Manchmal spannte ein Bauer viele Schlitten in langer Linie hinter ein Pferd (und wohl auch einmal hinter einen Trecker) und zog uns alle zusammen die gesamte nicht geräumte Dorfstraße bis in den Wald und wieder zurück. Das war ungefährlich, denn auf der verschneiten Straße kam dann jeder Verkehr zum Erliegen. Weniger ungefährlich war es einmal, als Dieter H., der erwachsene Sohn unseren Nachbarn, meinen Schlitten hinter sein Auto, einen Renault, band und mich durch den Wald auf die Segeberger Chaussee zog. Aber toll war es schon!

Oder wir hatten in kleinen Gruppen Stunden währende Schneeballschlachten auf der Straße, während derer wir uns regelrechte Schanzen aus Schnee auf der nicht passierbaren Straße bauten.

Als ich älter wurde, verschlechterte sich das Verhältnis zu meinen Schulkameraden. Wann und warum das so war, weiß ich nicht mehr. Vielleicht hatte es mit dem schnell gescheiterten Versuch, das Gymnasium in Bad Oldesloe zu besuchen, zu tun, denn damit war ich für meine bisherigen und nun wieder zu ihnen zurückgekehrten Mitschüler einer, der „etwas Besseres“ sein wollte.

Wohl durch Tante Gretel lernte ich bald den vier Jahre älteren Andreas kennen, der mit seinem Vater und seiner Tante in Gretels Sirenenhaus unten im Dorf wohnte. Das Sirenenhaus war zur damaligen Zeit das einzige reine Mietshaus in Tangstedt und machte mit seinen zwei Vollgeschossen und einem ausgebauten Dachgeschoss einen imponierenden Eindruck. Benannt war es nach der Feuerwehr- und Luftschuttsirene auf dem Dach, die zuverlässig jeden Sonnabend um zwölf Uhr zum Probealarm heulte. Etwas später, als Gretel und Rudolf, Andreas' Vater, heirateten und in Gretels Wohnung in Omas Stall zogen, wurde Andreas zu einem meiner beiden wichtigen Spielgefährten. Andreas liebte das Spiel mit Soldatenfiguren aus Gips und Plastik und hatte, jedenfalls erinnere ich es so, unzählige Panzer und Kanonen als Ausrüstung seines Heeres. Vielleicht gab er mir einige Sachen ab, ganz sicher aber kaufte ich auch Teile – jedenfalls ging meine Aufrüstung zügig voran. Wir lieferten uns, je nach Wetter, im Sand des Hofes am Haus oder in seinem Zimmer immer wieder stundenlange Schlachten unserer Truppen. Durch Andreas lernte ich die Wilhelmshavener Modellbaubögen aus dünnem Karton für Schiffe im Maßstab 1:250 kennen. Man musste Einzelteile aus dem Bogen sorgfältig ausschneiden, biegen, falzen und was immer auch und dann Stück für Stück zusammenkleben. Diese Modellbaubögen gibt es immer noch. Die Preise sind allerdings so, dass Kinder sie nur noch nach diszipliniertem Sparen kaufen können. Wir bauten und bauten: Kriegs- wie Handelsschiffe aller Art standen in unseren Zimmern und sammelten Staub in ihren Aufbauten. Ein anderer, durch meine Mutter vermittelt, Freund war Peter S., der älteste Sohn einer ihrer Patientinnen in Duvenstedt. Peter war genauso alt wie ich, aber hatte ganz andere Erfahrungshintergründe, denn er besuchte ein Gymnasium in den Walddörfern. Peters Eltern, Gerhard

und Lotti, hatten einen Bauernhof in Mecklenburg gehabt und lebten jetzt als Flüchtlinge in einer ausgebauten und Zimmer um Zimmer erweiterten Baracke aus Holz. Der Vater arbeitete zuerst als Tankwart bei Opel-Dello in Hamburg, später als Küster in einer Kirche in den Wald-dörfern. Lotti verdiente mit ihrer Arbeit an einer Strickmaschine, die zuhause stand, ein wenig hinzu. Peter lernte ich kennen, meine ich mich heute erinnern zu können, als ich zehn oder elf Jahre alt war. Wir spielten keine „Kinderspiele“ mehr. Stattdessen machten wir mehrstündige Radtouren durch die Umgebung. Manchmal fuhren wir mit der U-Bahn in die Hamburger Innenstadt, um neue Bausätze aus Plastik für Revell-Schiffsmodelle zu kaufen. Wir hatten beide ein Faible für die Seefahrt.

Mit Peter, der ganz anders als ich, für Sport schwärmte und auch sportlich war, fuhr ich einmal zu einem internationalen Leichtathletik-Wettkampf ins Hamburger Volksparkstadion.

Das Wichtigste an der Freundschaft mit Peter, das wird mir erst heute klar, war wohl der Umstand, dass ich mit ihm zusammen erstmals und fast systematisch, weil seine Orientierung ganz anders als meine war, meine sehr engen dörflichen Grenzen überwand.

Als ich 1963 nach Wilhelmshaven zu meinen Tanten zog, um dort zur Schule zu gehen, endete die Freundschaft mit Peter. Soweit ich mich erinnere, wurde Peter nach dem Abitur Berufsoffizier der Bundesmarine.

## **Oma Dunker**

Mit meinen Eltern und Tante Gretel zusammen in Tangstedt lebte auch Vaters und Tante Gretels Mutter Magdalene, meine Oma Dunker. Sie war 1872 geboren und, als ich 1948 auf die Welt kam, schon 76 Jahre alt – eine „richtige“ Oma also.

Omas Mann war an den Folgen einer Erkrankung oder Verwundung, die er sich im Ersten Weltkrieg zugezogen hatte, 1917 gestorben. Beide, sie und ihr Mann, waren in Dithmarschen geboren. Er war Sattler, also einer, dessen Beruf die Herstellung von Pferdesätteln aus Leder war. Oma und er erprobten sich in verschiedensten Arten von Geschäften. Nicht immer erfolgreich, weil vor allem er, wie meine Tante Elli später schrieb, immer ohne Argwohn war und gelegentlich übervorteilt und reingelegt wurde. So betrieben sie unter anderem in Heiligenhafen an der Ostsee ein Hotel, das abbrannte. Es war unterversichert, ein Teil des Schadens wurde also nicht von der Versicherung getragen, und der Neubau hätte sie fast völlig ruiniert. Später zog Oma mit den Kindern nach Hamburg. Ob erst nach dem Tod ihres Mannes oder noch mit ihm zusammen, weiß ich nicht. Dort betrieb Oma unterschiedliche Geschäfte – das erfolgreichste soll nach Ellis Aufzeichnungen ein Buchladen mit Leihbücherei gewesen sein. Oma muss wohl, so Elli, nach dem Tod ihres Mannes in eine psychische Krise geraten sein. Sie hatte ja auch für drei minderjährige Kinder alleine zu sorgen. Ihr Ältester, Hans, war im Ersten Weltkrieg sehr schwer durch einen Kopfschuss verwundet worden und bedurfte neben den drei anderen Kindern sicher ihrer besonderen Fürsorge. Hans heiratete 1934.

1919 oder 1920 gab meine Oma in Hamburg alles auf, kaufte in Tangstedt ein Haus mit einem 1.800 Quadratmeter großen Grundstück und zog dorthin. Elli schrieb, das Haus sei sehr heruntergekommen gewesen und hätte mit dem Grundstück zusammen 15.000 Mark gekostet.

Anfangs hielt Oma ein paar Schweine. Nach ihrer Gesundung, so wieder Elli, entschloss sie sich, eine richtige Schweinezucht zu eröffnen. Sie baute hinter ihrem Wohnhaus, in dem sie

mit ihren Töchtern Gretel und Elli lebte, einen großen Schweinestall und soll bis zu einhundert Tiere gehabt haben. Wann Oma die Schweinezucht wieder aufgab, weiß ich nicht.

Oma jedenfalls war in meiner Kindersicht die Allerbeste der ganzen Familie. War ich für meinen Vater immer nur „Sohn“, scheinbar ohne Namen, und rief mich Mutti immer nur „Detlef“, war ich für Oma, die, wenn ich mich richtig erinnere, immer nur Plattdeutsch sprach, immer „min lütten Deter“ oder auch „min lütten Schitbüdel“. Oma nahm mich mit, auf der Dorfstraße Pferdeäpfel als Gartendünger zu sammeln. Oma nahm mich auf den Schoß und erzählte mir Geschichten. Oma nahm mich mit in den Garten, und wir arbeiteten dort. Irgendwann nahm Oma mich wieder mit, ziemlich in die Mitte des Gartens, und zeigte mir einen kleinen Baum mit umwickeltem Wurzelballen. Sie hatte für mich einen eigenen Apfelbaum gekauft, für den wir zusammen ein Pflanzloch gruben und ihn dann fachgerecht pflanzten. Ich war über dieses Geschenk zutiefst glücklich. Die Äpfel, Augustäpfel, schmeckten in Wirklichkeit nicht besonders, aber für mich waren sie die allerbesten im ganzen Garten.

Wohl ungefähr das letzte Jahr ihres Lebens war Oma vollständig dement. Tüddelig nannte man das damals. Sie lag in Tante Gretels Wohnzimmer in einem Alkoven-Bett und wurde dort Tag und Nacht von Gretel und Vater bewacht. Manchmal gelang es Oma, zu entwischen. Sie lief dann im Nachthemd auf der Dorfstraße herum und rief, sie sei Magdalene Claußen und wolle nach Hause, nach Dithmarschen. Als ich sieben Jahre alt war, starb Oma.

## **Die Schule**

Ich kam 1955 mit sechseinhalb Jahren in die Tangstedter Volksschule, ein Backsteingebäude gegenüber dem Gasthaus „Zur Mühle“ mit drei Klassenzimmern und einer Lehrerwohnung, Plumpsklos über den Hof und daran angebaut das Gerätehaus der Freiwilligen Feuerwehr. Zur Lehrerwohnung, der des Rektors, gehörte auch ein großer Garten zur Selbstversorgung. Neben den Schulhof war die Mühle mit dem zugehörigen Bäckerladen. Auf dem Schulhof stand eine Wasserpumpe.

In jedem der drei Klassenräume wurden drei Klassen gleichzeitig von einem der Lehrer unterrichtet: 1 bis 3, 4 bis 6 und 7 bis 9. Manchmal wurde der jeweilige Dreierverbund aufgelöst und eine Klasse ging in den Konfirmandensaal der Kirche.

Um die Grundfertigkeiten der Kultur zu erlernen, hatten wir in der 1. Klasse eine holzgerahmte Schiefertafel, auf der wir als erste Schreibübungen mit einem harten dunkelgrauen dünnen Schieferstift versuchten, Buchstaben zu schreiben.

Später wurde auf Geheiß des Lehrers der Schieferstift durch einen holzummantelten Kreidestift ersetzt, der viel weicher schrieb, nicht mehr so ohrenbetäubend quietschte und sowieso viel schöner war. Zum Lesen lernen hatten wir eine Fibel. Ein Bild, ein Wort: Auto, Oma, Muh...

Ich glaube, zu Beginn der zweiten Klasse wechselten wir von der Schiefertafel zu richtigen papiernen Schulheften mit vorgedruckten Linien. Jede Zeile bestand aus drei Linien. Der Lehrer bestimmte, wer wo neben wem saß. Wir Kinder hatten natürlich kein Recht darauf, uns das auszusuchen. Irgendwann bekamen wir neue Tische und Stühle. Bis dahin saßen wir in Zweierbänken, einer konstruktiv ausgefeilten Einheit aus Sitzplätzen und leicht schräg gestelltem Pult für jeweils zwei Kinder.



Geradesitzen und Hände auf den Tisch war Pflicht. Und natürlich absolute Schweigsamkeit, wenn man nicht ausdrücklich gefragt wurde. Wer der Verlockung des Schwatzens während des Unterrichts nicht widerstehen konnte, lief Gefahr, mit dem Rohrstock einen Schlag auf die ausgestreckte Hand, die der Lehrer natürlich festhielt, zu bekommen. Überhaupt körperliche Züchtigungen: Ohrfeigen gab es auch gerne nach Laune des Lehrers, und Stockhiebe auf den Po bei schwereren Verfehlungen. Schläge mit dem Stock waren allerdings ein, wenn auch zweifelhaftes, Privileg der Jungs. Mädchen wurden so nicht geschlagen, was vielleicht auch Gründe in Moral und Anstand hatte, denn wir Jungs mussten unsere Hosen herunterlassen, uns über die vorderste Bank beugen und dann die Strafe erleiden. Es blieb dabei nicht bei einem Schlag. Ich erinnere, dass es Abstufungen gab: Je nach Schwere der Verfehlung drei, fünf und zehn Hiebe mit dem fingerdicken Stock. Herr H., einer der Lehrer, neigte vielleicht zum Jähzorn. Ich weiß es nicht, aber er warf aus erzieherischen Gründen gerne sein schweres Schlüsselbund nach uns, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

Was wir lernten, waren die Kulturtechniken, die nötig waren, um nach Beendigung der Schule Bauer oder Handwerker zu werden. Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, ein bisschen Erdkunde, Englisch, Biologie und Physik. Niemand wäre damals wohl auf die Idee gekommen, der Schule wirklich Verantwortung für die Erziehung der Kinder zu übereignen. Die lag wie naturgegeben bei den Eltern und Großeltern. In der Schule wurden die häuslichen Bemühungen allenfalls mit ein wenig genereller Disziplin unterstützt.

Als ich in der vierten Klasse war, hielten meine Eltern die Zeit für gekommen, dass ich zum Schuljahreswechsel Ostern mit Beginn der fünften Klasse zum Gymnasium wechsele. Natürlich gab es weder in Tangstedt noch in den umliegenden Dörfern eine weiterführende Schule. Das Gymnasium war in Bad Oldesloe, der Kreisstadt, und die Entfernung ist ungefähr 25 Kilometer. Für solche Schulwechsel gab es früher nicht die Einrichtung einer Empfehlung der bisherigen Schule. Nötig war ganz einfach eine Aufnahmeprüfung. Ich fuhr also irgendwann in der dunklen Jahreszeit mit dem Bus nach Oldesloe – ich glaube, mein Vater begleitete mich, und nahm an der schriftlichen Prüfung teil. Vater hatte mir seinen guten Füllhalter mit der goldenen Feder, den er noch aus Vorkriegszeiten hatte, geliehen. Das unterstrich für mich natürlich die Ernsthaftigkeit der Prüfung und auch den würdevollen Charakter dieses Tages.

Ich bestand die Prüfung und wurde im nächsten Frühling Gymnasiast. Um halb sieben aus dem Haus, mit dem Rad zu Bauer K. an der Segeberger Chaussee, rein in den Bus, ungefähr eine Stunde gefahren, sechs Stunden Schule, auf den Bus warten, zurück, bei K. das Rad genommen und nach Hause. Dann war es ungefähr neun Stunden später.

Im Gymnasium hatte ich, Andreas Vorbild folgend, damit begonnen, „Landser“-Hefte zu lesen. Das war eine schier endlose Reihe von Groschenheften, wöchentlich erscheinend, in denen die Heldentaten der deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg verherrlicht wurden. Damit konnte ich aufs Schönste die Wartezeiten füllen, bis der Bus nach Hause wieder fuhr. Und ich fing an zu klauen. Mal ein Radiergummi, mal eine Handvoll Spinat aus der Auslage – alles in Bad Oldesloe.

Das Alles hatte aber bald ein Ende: Irgendwann vor den ersten Sommerferien, also nach gerade einem viertel Jahr, eröffneten meine Eltern mir, sie hätten mit dem Tangstedter Schulrektor abgemacht, dass ich wieder auf die Volksschule zurückkehren könne. Ich war so tief enttäuscht wie noch nie in meinem Leben, empfand es als unsägliche Schmach, aber meine Eltern hatten das einzig Richtige entschieden, weil meine Gesundheit sich in den drei oder vier Monaten rapide verschlechterte und auch meine Leistungen in der Schule völlig ungenügend waren.

Ich kam zurück in die fünfte Klasse, ein allen Bekannter, aber zugleich auch für alle ein Fremdling, der offenbar etwas Besseres hatte sein wollen und daran gescheitert war. Hohn und Spott waren mir ebenso sicher wie eine Existenz als Außenseiter in der Klasse. Ich wurde nicht nur von vielen geschnitten, sondern einige hatten mich auserkoren als Prügelknaben. Das war wörtlich zu verstehen, und so wurde ich oft auf dem Heimweg von der Schule vor allem von etwas Älteren angehalten. Mal wurde mir der Deckel meiner Fahrradklingel gestohlen oder das Rad über einen Weidezaun geworfen, vor allem aber bekam ich regelmäßig Prügel. Ein paar Mal versuchte mein Vater zu meinen Gunsten mit bösen Worten bei den Eltern dieser Jungs eine Änderung zu erreichen. Das hatte aber höchstens zur Folge, dass es in den nächsten Tagen noch unschöner wurde.

Meine Leistungen in der Schule waren auch nicht nur gut. In Biologie hatte ich irgendwann, als es um die Blüten der Pflanzen ging, den Anschluss verpasst. Der anstehenden Klassenarbeit entzog ich mich durch konsequentes Schulschwänzen. Natürlich verließ ich jeden Morgen pünktlich das Elternhaus. Den Ranzen packte ich am Rande eines Ackers hinter einen großen Stein und radelte dann zum Ochsenzoll. Da gab es ein Spielzeuggeschäft, in dem ich mich meinen Träumen hingeben konnte. Zurück ging es auch wieder mit dem Rad, der Ranzen wurde wieder hervorgeholt, und pünktlich zur richtigen Zeit kam ich wieder nach Hause. Das ging eine ganze Woche gut, bis mein Freund Rainer und meine Mutter zufällig im Dorf zusammentrafen. Rainer fragte sie, ob es mir wieder besser ginge. Er hielt mich, wie alle in der Schule, für krank. Der Ärger, als ich das Haus betrat, war erheblich.

Leichter als so Uninteressantes wie Biologie fielen mir Fächer, die meine Interessen trafen. Deutsch hatte ich gerne, noch lieber aber Geschichte.

## **Arbeiten**

Kindliches Spiel, das Arbeit imitiert, ist hier nicht gemeint, sondern Arbeit mit Bezahlung. Klaus, der älteste Sohn von Freunden meiner Eltern, trug das „Hamburger Abendblatt“ im oberen Teil des Dorfes aus. In welchem Alter ich war, weiß ich heute nicht mehr, aber zehn oder elf Jahre waren es wohl, als ich seine Tour mit ungefähr 30 Zeitungen, die jeden Nachmittag geliefert werden mussten, übernahm. Beim Gasthaus „Zur Mühle“ wurden sie von einem Verlagsauto abgelegt. Ich fuhr dann die gesamte Dorfstraße mit dem Rad hoch und brachte den Abonnenten ihre Zeitungen. Die Tour ging bis in ein kleines Randgebiet von Duvestedt hinein. Ich kassierte auch einmal im Monat, denn Lastschriften oder ähnliches gab es damals noch nicht. Für jede Adresse gab es einen kleinen Monatslohn vom Verlag und vor allem fast überall Trinkgeld. So hatte ich jeden Monat ein reichliches Taschengeld.

Später, in Wilhelmshaven, fuhr ich nachmittags für die Buchhandlung, in der eine meiner Tanten angestellt war, bestellte Bücher aus.

## **Lesen**

Ich war als Kind das, was „Leseratte“ genannt wurde. Wann genau meine Leidenschaft für Bücher begann, weiß ich nicht mehr. Aber ich erinnere mich noch gut an Serienromane um

„Käpt'n Konny“. Noch immer stehen heute bei uns ein paar meiner damaligen Kinderbücher. Etliche von Oma Heuer aus der DDR geschickte Bücher wie natürlich mehr als ein Dutzend in grün-goldene Einbände gebundene Karl-May-Romane über Winnetou und Old Shatterhand, über Kara Ben Nemsi und den blau-roten Methusalem füllten mein Bücherregal. Später kamen Wissensbücher wie „Das Neue Universum“ hinzu. Ich saß Tag für Tag in Omas Ohrensessel, der bei uns im Wohnzimmer am Fenster stand, die Beine auf einem Esstischstuhl hochgelegt, mit einem Marmeladenbrot versorgt und las, las, las...

Sehr verlockend, aber nur verfügbar, wenn ich alleine war, war auch das Hebammen-lehrbuch meiner Mutter. Was ich nicht schon dank der alltäglichen Tischgespräche nach Geburten oder Wochenbesuchen erfahren hatte, konnte ich in diesem Wälzer nachlesen und natürlich auch anschauen.

Zu den Büchern kamen Zeitschriften wie die „Rasselbande“, die ich eine Zeit lang im Abo bekam und Comic-Hefte, die ich vorwiegend bei Freunden las. Micky Maus war verboten, weil amerikanisch, Fix und Foxy nicht.

Die Illustrierten, die meine Eltern im Abonnement als Lesemappen bekamen, waren schon Wochen alt. Das sparte Kosten, störte mich aber nicht im Geringsten. Ich verschlang alles, was in ihnen stand. Egal, ob es der „Stern“, der „Spiegel“ oder „Constanze“ und „Film und Frau“ waren. Alles war sehr, sehr interessant und unbedingt lesenswert. In der „Kristall“ aus dem Springer-Verlag wurde der Zweite Weltkrieg mit allen Schauplätzen wieder und wieder lebendig. Diese Illustrierte lebte wie heute ZDF-info von Berichten über Hitlers Frauen, Hitlers Wunderwaffen und Hitlers Geheimnisse. Wie ich später erfuhr, waren vor allem Journalisten oder Schriftsteller, die ihr Handwerk in den Propaganda-Kompanien der Nazis gelernt hatten, die Autoren dieser Serien. Ein früherer Nazi-Propaganda-Soldat erscrieb sich damit unter dem Pseudonym Paul Carell erheblichen Ruhm und wohl auch viel Geld

Auch von „Kristall“, glaube ich, war eine Geschichtszeitschrift in Form einer Zeitung, die regelmäßig erschien und meine Eltern für mich über längere Zeit abonniert hatten. Ob Römer, ob Mittelalter: Immer waren die Artikel darüber wie aktuelle Berichte aufgemacht.

Zum Lesen gehörte aber auch Vorlesen. Wir hatten bis weit in die Sechziger keinen Fernseher, und an den Abenden las häufig meine Mutter Vater und mir vor. Mal waren es Fortsetzungsromane aus den Lesemappenheften, oft aber auch Bücher. Meine Eltern waren Mitglied im Bertelsmann-Buchring. In regelmäßigen Abständen kamen zuvor aus einem Katalog ausgewählte Bücher per Post ins Haus. Meist war es eher leichtere Literatur, dem damaligen Geschmack entsprechend mit geprägten Lederrücken.

## **Wilhelmshaven**

Um alles in der Welt wollte ich zur See fahren. Jedes Schiff, das ich sah, schien mir eine Verheißung zu sein. Real im Hamburger Hafen oder auch nur auf Bildern. Heute glaube ich, dass ich vor allem aus dem mir immer enger erscheinenden Elternhaus fort wollte. Und was war dafür besser geeignet als Schiffe, die nach Asien oder Amerika fuhren. Alles, was mit Seefahrt zu tun hatte, interessierte mich. Ich sammelte über Jahre Bilder von Handelsschiffen, die ich aus Zeitungen ausschnitt oder selbst fotografierte, und suchte mir dazu die technischen Daten aus speziellen Listen, die ich bei Eckart & Messtorff in Hamburg kaufte, heraus. Ich las alle Bücher, derer ich habhaft werden konnte, wenn sie nur mit Seefahrt zusammenhingen.

Irgendwann, vielleicht schon mit 13, war mir klar: Ich wollte zur See fahren. Schiffsjunge, Matrose, 3., 2., 1. Offizier, Kapitän.

Meine Mutter fuhr mit mir zum VDR, dem Verband Deutscher Reeder, in Hamburg, um mehr darüber zu erfahren, welche Voraussetzungen ich mitbringen müsse, um diesen Weg zu gehen. Außer Gesundheit war damals für die Deckslaufbahn die Mittlere Reife erforderlich. Sie konnte ich in Tangstedt auf keinen Fall bekommen. So machte meine Mutter mit ihren Schwestern, meinen Tanten, in Wilhelmshaven aus, dass ich dort das 9. Volksschuljahr absolvieren und danach auf eine kleine Privatschule gehen sollte, an der ich mich auf die Mittlere-Reife-Prüfung vorbereiten konnte.

Nach den Osterferien 1963, also mit 14 Jahren, kam ich nach Wilhelmshaven, dieser wunderbaren Stadt voller Möglichkeiten. So sah ich das damals jedenfalls. Oft war ich schon in den Sommerferien zuerst bei Tante Ilse, und nachdem Uschi dann zu ihr gezogen war, bei beiden zu Besuch gewesen. Sie bewohnten ein um die Jahrhundertwende gebautes Reihenhaus in der Schulstraße im ersten Stock und im Dachgeschoss. Dort, unterm Dach, bekam ich eine Kammer, die ungefähr so groß, -oder auch klein- war, wie mein Kinderzimmer in Tangstedt. Aber ich hatte keine Kinderzimmertapete mehr, und es sah eher aus wie ein normales Zimmer. Ein Bett, eine Kommode, ein Faltkleiderschrank, ein dreieckiger Tisch und ein kleiner Sessel – fertig war mein Paradies. Das Radio und den Plattenspieler, die ich mir schon in Tangstedt von meinem Zeitungsausträger-Geld gekauft hatte, waren mitgekommen. Alles war einfach perfekt.

In der Nachbarschaft war *der* Wilhelmshavener Tanzclub, die Elisenlust, eigentlich ein uraltes großes Traditionslokal, das schon während der Revolution 1918 als Treffpunkt der aufständischen Matrosen Berühmtheit erlangt hatte. Jetzt jedoch gab es jeden Sonntag Beatmusik live. Ich brauchte nur das Fenster aufzumachen und konnte sie, obwohl noch eine Straße mit ihren Häusern dazwischen lag, deutlich hören. Aus irgendwelchen Gründen erinnere ich mich noch an einen Auftritt der englischen Mädchenband „Liverbirds“.

Das neue Leben in Wilhelmshaven war ein Kulturschock für mich. Die Dimensionen der Stadt und ihre Vielfalt waren überhaupt nicht vergleichbar mit dem, was mir aus Tangstedt geläufig war. Die Schule im Stadtteil Heppens war neu gebaut. Drei Stockwerke in L-Form, helle freundliche Klassenzimmer, eine großzügige Eingangshalle, Turnhalle, Physik- und Chemie-säle. So etwas war bis dahin nicht vorstellbar gewesen für mich.

In der neunten Klasse, in die ich dort kam, waren wir ungefähr 25 Mädchen und Jungen. Ich erinnere mich noch an die Zwillingbrüder H., beide Zeugen Jehovas, die mein Bild von dieser Glaubensgemeinschaft trotz allem Gegenteiligem bis heute positiv beeinflusst haben. Sie machten mir Geschmack am politischen Kabarett der damaligen Jahre und waren offen für Vieles. Oder an Ernie, eigentlich Ernst, ein rothaariger Neuapostoliker, der durchgängig lustig war. Und vor allem an Lothar R., ein Halbstarker, wie Leute wie er genannt wurden. Lothar stand total auf Rock 'n Roll, sang in der Schule gerne mal im Foyer oder auf dem Schulhof Songs von Chubby Checker und tanzte dazu. Ein wilder Typ! Er schrieb keine normale Schreibschrift, sondern freihändig Normschrift, also Druckbuchstaben mit exakt 75° Neigung nach rechts. Wie gedruckt. Das war so toll, dass ich versuchte, diese Marotte zu kopieren. Von Lothar erwarteten die meisten von uns beim Schuljahresende, dass er kriminell werden würde. Anders als erwartet ging es dann für Lothar auch in diese Richtung: Er wurde in Berlin Polizist.

Sport war noch nie meine Leidenschaft gewesen, im Sportunterricht in Tangstedt wurde ich immer mal wieder an den Rand gestellt, um bei Mannschaftssportarten nicht alleine durch mein Dabeisein den anderen ein Handicap zu verschaffen. In Wilhelmshaven gab Herr T. Sport. Er unterrichtete auch naturwissenschaftliche Fächer bei uns, aber seine Liebe galt dem Sport. Herr T. ignorierte meine Unlust einfach, zwang mich zu nichts, aber riss uns alle mit. Ich kam in die Handballmannschaft der zwei oder drei oberen Klassen und wurde nach ein bisschen Ausprobieren ins Tor gestellt. Es brachte richtig Spaß, ich konnte auch den einen oder anderen Ball halten, was beim Handball wirklich schwierig ist. Und ich war überhaupt nicht mehr unsportlich.

Fräulein H., unsere kurz vor ihrer Pensionierung stehende Klassenlehrerin, gab Deutsch, Englisch und Geschichte. In Geschichte wurden während des ganzen Jahres nichts als die Weimarer Republik und die Nazi-Zeit unterrichtet. Zum ersten Mal bekam ich eine andere Lesart als die meines Vaters vermittelt. Reichstagsbrand, KZs, Judenvernichtung... Dieser Unterricht revidierte mein bisheriges Weltbild nachhaltig. Ob er den Erkenntnissen des heutigen Forschungskonsenses standgehalten hätte, kann bezweifelt werden. Aber ich fand es damals sensationell.

Und Wilhelmshaven hatte noch viel mehr zu bieten. Eine hochmoderne große Stadtbibliothek muss ziemlich genau zu meinem Eintreffen eröffnet worden sein. Nachmittag für Nachmittag saß ich dort, war überwältigt von der Unzahl der Bücher und Zeitungen. Ich las und las, eröffnete mir neue Welten in allen möglichen Bereichen. Als in Frankfurt der erste Ausschwitz-Prozess mit Fritz Bauer als Ankläger stattfand, berichtete die FAZ ausführlich nach jedem Verhandlungstag darüber. Was ich bei meinen Nachmittagen in der Stadtbibliothek darüber las, war unfassbar und bestätigte zugleich, was ich in der Familie erfahren hatte: Den abgrundtiefen Hass auf die Juden und die Radikalität der Feindschaft der Nazis ihnen gegenüber. Ich glaube heute, dass es die Prozessberichte Bernd Naumanns waren, die mich endgültig davon überzeugten, dass mein Vater Teil eines Verbrecherregimes gewesen war.

Und Kinos gab es! Wollte man in Tangstedt in ein Kino, musste man entweder bis in die Hamburger Innenstadt fahren oder in das Dorfkino in Duvenstedt gehen. Das Programm dort war auch Dorf. In Wilhelmshaven war gleich um die Ecke das „Gloria“, in der Markstraße ein anderes großes Kino. Tante Ilse war nicht das, was man „Kinogängerin“ hätte nennen können, Uschi dafür umso mehr. Wir sahen neben etlichen anderen Streifen Hitchcocks „Vögel“, „Exodus“ und eine Verfilmung Thomas Manns Inzest-Geschichte „Wälsungen-blut“.

Und es gab das Stadttheater, das ich übrigens, als ich 2008 nach Wilhelmshaven zurückkehrte, völlig unverändert wieder vorfand. Ich glaube, ich hatte damals ein Schülerabo. Jedenfalls besuchte ich viele Vorstellungen unterschiedlichster Art. Ich sah „Hoffmanns Erzählungen“ genauso wie Heinar Kipphardts „Oppenheimer“, Brechts „Der gute Mensch von Sezuan“ und den „Kaukasischen Kreidekreis“ wie auch Zuckmayers „Des Teufels General“.

Tante Uschi, die fließend Englisch und Französisch sprach, las immer „Paris Match“ und „Life“; sie wie auch Tante Ilse hatten Regale voller englischer Bücher. Natürlich konnte ich sie genauso wenig wie die Zeitschriften lesen, aber sie gehörten zum Interieur dieser sich fast täglich weitenden Welt, in die ich geraten war.

Nach dem letzten Volksschuljahr begann die zweijährige Vorbereitung auf die Mittlere Reife, die ich als „externer“ Prüfling ablegen sollte. Von der Heppenser Schule zog ich in die Privatschule Engelbart in der Lahnstraße um. Herr Engelbart, der einzige Lehrer, unterrichtete im einzigen Klassenzimmer – dafür aber alle Fächer! Das Klassenzimmer war nichts anderes als das größte Zimmer der Wohnung, in der er mit seiner Frau und ihrer erwachsenen Tochter

lebte. Mathematik, Englisch, Deutsch, Physik, Chemie, Geschichte, Gemeinschaftskunde: Nichts war Herrn Engelbart fremd. Nur Sport gab er nicht. Tagein, tagaus trug Herr Engelbart einen dunkelblauen Anzug, ein weißes Hemd natürlich und eine silberfarbene Krawatte. Als normale Schüler besuchten außer mir nur noch zwei andere Jungs, die auf staatlichen Schulen an der Mittleren Reife gescheitert waren, die Schule. Für uns war das Klassenzimmer, das leicht 20 oder mehr Menschen fasste, natürlich zu groß. Deshalb saßen wir gemütlich zu Dritt auf Sesseln und einem Sofa an einem kleinen Tisch im Nachbarzimmer des Klassenraums. Herr Engelbart versorgte uns jeden Morgen mit Aufgaben, die wir in den nächsten Stunden lösen sollten und begab sich dann in das große Klassenzimmer. Dort erwartete ihn eine große Anzahl von Marinesoldaten, die nach mehrjähriger Dienstzeit auf das zivile Berufsleben vorbereitet werden sollten. Was sie bei Herrn Engelbart lernten, weiß ich nicht.

Der sehr private Unterricht für uns drei Jungs brachte wahrscheinlich nicht wirklich viel. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass Wolfram, Heinz-Dieter und ich uns gerne über viele Themen, die nicht mit Schulischem verbunden waren, unterhielten. Auch lagen in dem Zimmer immer Zeitungen herum, die vom konzentrierten Lernen abhielten. Ob ich die Situation selbst als unbefriedigend empfand oder die Tanten eingriffen, weiß ich nicht mehr, aber jedenfalls ging ich bald dazu über, neben den morgendlichen Sitzungen am Abendunterricht für erwachsene Berufstätige teilzunehmen. Sie bereiteten sich auch auf die Mittlere Reife vor, und für sie gab es auch wirklichen Unterricht. Er war wenig formal, immer wieder auch unterbrochen durch Gespräche über Alltägliches aus der Politik oder dem Berufsleben. Das war alles so spannend, dass ich mich, als ich mit einer infektiösen Gelbsucht auf der Isolierstation des damals nur wenige hundert Meter entfernten Krankenhauses lag, abends illegal von dort fort-schlich und am Unterricht teilnahm. Herr Engelbart duldete das, im Krankenhaus merkte es niemand und den Tanten verriet ich es lieber nicht.

Zusammen mit etlichen der anderen AbendschülerInnen ging ich gerne nach dem Unterricht noch in den „Roten Sand“, einer Kellerkneipe schräg gegenüber. Neben Trigometrie und Algebra lernte ich so auch das Trinken. Dass die Tanten damals deshalb nicht eingriffen, habe ich bis heute nicht verstanden. Sie hatten zwar unmittelbar nach meinem Eintreffen in Wilhelmshaven erklärt, aus dem verschüchterten Jungen, wie sie mich wahrnahmen, „einen Menschen“ machen zu wollen und daher kaum regulierend in meine Entwicklung eingriffen. Aber beim Alkohol wäre es vielleicht doch wünschenswert gewesen, zumal es ihnen nicht verborgen blieb.

Nach zwei Jahren stand ich in Aurich vor einer Prüfungskommission und legte meine Prüfung für die Mittlere Reife ab. Mathematik „gut“, was ich nicht erwartet hatte, Deutsch, ebenso unerwartet, weil ich mir auf meine Kenntnisse unserer Sprache immer schon etwas einbildete, „mangelhaft“. In einem Aufsatz, warum Schulklassen nach Berlin an die Mauer fahren sollten, hatte ich vehement gegen diese damals fast obligatorischen Ausflüge geschrieben. Thema verfehlt, mangelhaft. Könnte man heute mit einer Fünf in Deutsch noch eine Prüfung bestehen?

Der Seefahrt hätte nichts mehr im Wege gestanden, hätte ich es noch gewollt. Doch schon ein paar Monate vor dieser Prüfung gab ich meinen Wunsch auf. Ich hatte bereits erfolgreich eine Gesundheitsprüfung für Seeleute absolviert, eine Seefahrtsbuch in der Tasche und einen Platz an der Schiffsjungenschule in Elsfléth auf dem Schulschiff „Großherzogin Elisabeth“ sicher. Dass ich diesen sehnlichsten aller Wünsche aufgab, lag an Tante Uschi. Sie arbeitete in der Buchhandlung Bachmann, die ausländische Bücher und Zeitschriften anbot, und dorthin kamen genau deshalb häufig Seeleute, die mit ihren Tankschiffen in Wilhelmshaven anlegten, vorbei, um etwas zu lesen zu kaufen. Und nicht selten brachte Uschi sich einen Seemann mit

nach Hause. „One Night Stand“ sagen wir heute. Die fremden Männer saßen dann mit den beiden Tanten und mir am Abendbrotisch, und zum Small Talk, bevor Uschi mit ihnen in ihrem Zimmer verschwand, bot sich gerne die Frage an mich an, was ich werden wolle. Keiner dieser Seeleute aus aller Welt fand meine Idee, zur See zu fahren, gut. Kein einziger. Alle malten mir aus, wie ich mit 40 Jahren eine Familie haben möchte, eine Arbeit an Land brauchen würde, aber nichts könnte außer ein Schiff von A nach B zu führen. Keine Spur von Romantik, kein Kennenlernen fremder Länder. Nur zwanzig Stunden zwischen Anlegen und Ablegen in Häfen außerhalb der Städte: So stellten sie mir die reale Seefahrt vor. Es war so beeindruckend, dass ich meinen Wunsch aufgab und im Oktober 1965 in Hamburg eine Lehrstelle als Kaufmann zu suchen begann. Gerne hätte ich das bei einer Reederei gemacht, aber weil die Büros bei der Esso Tankschiffahrt am Neuen Jungfernstieg auf mich so altbacken und düster wirkten, sagte ich dort nicht zu und entschied ich mich für das modernste Bürohaus in Hamburg, das Unileverhaus. 21 Stockwerke, Großraumbüros, Glas, Stahl, Edelhölzer, Marmor, ein Theatersaal im Kellergeschoss. Im November war der Vertrag unterschrieben, und ich hatte keinerlei Vorstellung davon, was ich dort lernen würde.

Ich war 17, als ich Wilhelmshaven verließ und wieder ins Elterhaus nach Tangstedt zurückkehrte. Ich bezog wieder mein altes Kinderzimmer, das neu tapeziert worden war und erhielt als Schlafplatz daneben ein ebenso kleines Zimmer.

## **Hamburg**

Am 1. April 1966 begann meine Lehre. Von da an fuhr ich jeden Morgen ca. 15 Minuten mit dem Bus, der bei uns vor dem Haus hielt, zur damaligen Endstation der U1 am Ochsenzoll. Von dort bis zum Stephansplatz dauerte es eine halbe Stunde, ein paar hundert Meter Fußweg noch und ich stand vor dem Hochhaus am Dammtorwall.

Zusammen mit ungefähr zwanzig anderen jungen Leuten, davon einige mit Abitur, viele aber auch ohne, was damals absolut normal war, begann ich mein erstes von drei Lehrjahren. Wir durchliefen nach und nach viele Abteilungen der verschiedenen Unileverfirmen, wurden aber auch gezielt während unserer Arbeitszeit zu nicht unmittelbar berufsbezogenen Themen geschult.

War Wilhelmshaven schon eine Offenbarung für mich gewesen, wurde Hamburg zu einer Explosion meines Horizontes. Kinos im Überfluss, Theater, Veranstaltungen und Konzerte: Die Vielfalt schien mir fast unüberschaubar. Wie schon in Wilhelmshaven hatte ich bald ein Theaterabo für Schüler und Lehrlinge, das mich ins Schauspielhaus und ins Thalia führte. In der Dammtorstraße, nur ein paar Schritte vom Unileverhaus, war ein großes Kino, das MGM Waterloo. Am Jungfernstieg lag das Erstaufführungskino Streit's, in der Spitaler Straße die Barke... In der Musikhalle, der heutigen Laeisz-Halle gegenüber von Unilever, waren fast täglich Konzerte zu hören.

Unter den anderen Lehrlingen fand ich schnell Leute mit ähnlichen Interessen wie meinen. Nur einen jungen Mann, Torsten B., aber einige Frauen. Vor allem Christa-Maria K. wurde meine ständige Begleiterin im Hamburger Kulturdschungel. Wir gingen zu Vernissagen von Galerien, abends mit ihrem Freund –uns verband tatsächlich nur gemeinsames Interesse– ins Kino, machten auch manchmal die ganze Nacht durch, zogen am frühen Sonntagmorgen über den Fischmarkt und danach in die Staatsoper zu einem Jazzkonzert. Der damalige Intendant Rolf Liebermann führte durch eins dieser Konzerte. Er muss mich mit seiner Art sehr beeindruckt

haben, denn sonst würde ich mich kaum daran erinnern. War Wilhelmshaven schon, als ich vom Dorf kam, ein Wunder an Vielfalt und Urbanität gewesen, sprengten die neuen Erfahrungen in Hamburg die Grenzen meiner bisherigen Welt. Meine Mutter hatte mich zu Beginn der Lehre mit einem taubenblauen Dreiteiler –Hose, Jackett, Weste- ausgestattet, was vielleicht bis auf die Farbe durchaus dem damaligen Dresscode auch für Lehrlinge entsprach. Bald kaufte ich mir einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug, rauchte filterlose North State –wie alle damals natürlich am Schreibtisch- und versuchte, einen eigenen Stil zu finden. Fast alle jungen Männer trugen lange Haare – ich fand Nonkonformismus toll und ließ mir die Haare raspelkurz schneiden.

Der Kontakt zu meinen Eltern beschränkte sich auf das Notwendigste. Wir nahmen Frühstück und Abendbrot zusammen ein. Auf ihre Fragen, wie es mir gehe, wie die Lehre sei oder was immer auch von ihnen angesprochen wurde, gab ich extremst kurze Antworten. Ich wollte mit ihnen nicht reden, ich wollte mit ihnen nichts zu tun haben, ich wollte mich von ihnen freimachen. An den Wochenenden saß ich oft in meinem Zimmer, rauchte, als würde ich dafür bezahlt und las. „Die Zeit“, „konkret“, „Pardon“, den „Spiegel“, die „Frankfurter Rundschau“ oder auch die „NZZ“. Es war die Zeit der ersten Großen Koalition in Deutschland mit dem Ex-Nazi Kiesinger als Kanzler und dem Ex-Emigranten Brandt als Vize. Sah mein Vater als unverbesserlicher Nazi in den Fernsehnachrichten Brandt oder den damaligen Fraktionschef der SPD, Herbert Wehner, wütete er. „Landesverräter“, „Alle an die Wand stellen!“. Ich fand es unerträglich und verließ immer häufiger das Wohnzimmer. Erst wenn sie schliefen, kam ich wieder ins Wohnzimmer zurück und sah dann im Fernsehen politische Magazine und Filme, die sich mit politischen Ereignissen befassten. Die Politik der Regierung stieß mich wie viele andere Jüngere, aber auch viele Ältere, ab. Sie plante eine Notstandsverfassung, die im Spannungs- und Kriegsfall wesentliche Grundrechte des Grundgesetzes außer Kraft setzen sollte. Die Springer-Presse, die im Hamburger Raum damals mit der BILD, dem „Hamburger Abendblatt“ und der „Welt“ wesentlich die Presselandschaft beherrschte, hetzte immer ungezügelter gegen alle, die Kritik übten. Nicht nur die langsam in die Öffentlichkeit tretenden StudentInnen, auch die Evangelische Kirche, die vorsichtig eine Anerkennung der damals so genannten Oder-Neiße-Linie als Grenze zwischen Polen und Deutschland forderte oder die Gewerkschaften, die ebenfalls die Notstandsgesetze ablehnten, waren das Ziel der Springerzeitungen. Aus Frust trat ich, vielleicht war es 1967, in die einzige Oppositionspartei der Bundesrepublik ein. Ich wurde Mitglied der Hamburger FDP. Sie hatte ihr Büro an der Außenalster, am Schwanenwik. Hochparterre, große Räume in einer Gründerzeitvilla. Fast so alt wie das Haus, in dem die Partei residierte, waren ihre Mitglieder. Lauter Hamburger Kaufleute in blauem Tuch, die weniger konventionellen unter ihnen im Blazer mit Goldknöpfen. Der Freiburger Parteitag, mit dem die FDP sich von ihrem nationalliberalen Kurs der Vergangenheit abwandte und sich als moderne Wächterin der Demokratie gegen die Große Koalition profilierte, beeindruckte mich. Davon war aber in der Hamburger Realität nichts zu spüren, und ich trat bald wieder aus der Partei aus.

Die zunehmenden Proteste der StudentInnen waren mittlerweile in der Stadt nicht mehr zu übersehen. Sie richteten sich gegen die Zustände an den Hochschulen, gegen die von Ideologen der CDU geforderte „Formierte Gesellschaft“, gegen die Notstandsgesetze, gegen den immer weiter eskalierenden Krieg der Amerikaner in Vietnam oder den der portugiesischen Kolonialmacht in Afrika.

Anders als der Kampf gegen die Notstandsgesetze, der große Teile der Gewerkschaften, auch Teile der SPD und die Studenten einte, wurden die Demonstrationen und Kundgebungen nach



dem Mordanschlag auf Dutschke vor allem von StudentInnen getragen. Der harte Kern war der SDS, der nicht nur in Hamburg nach 1966 maßgeblich die studentische Politik bestimmte. Nach den Osterunruhen 1968 zerfiel der SDS zusehends. Es war klar geworden, dass studentische Proteste alleine nicht die Gesellschaft verändern konnten, und als Linke suchten die sozialistischen StudentInnen ein Bündnis mit Arbeitern und Lehrlingen, die selbst vielfach, wenn sie sich als links verstanden, die Nähe zu den StudentInnen suchten. Ich selbst nahm nach den Osterunruhen an einem SDS-Treffen im Haus der Hamburger Evangelischen Studentengemeinde (ESG) teil. Inge Jahnke sagte mir, ich sei dort, fein gekleidet, aufgestanden, als der Versammlungsleiter die ihm unbekanntenen Kommilitonen -von Frauen war damals nie die Rede- aus anderen Städten begrüßte und hätte stolz erklärt, ich sei kein Student, sondern ein Lehrling aus Hamburg. Allgemeines Geraune soll die Folge gewesen sein ob dieses Menschen aus einer fremden Welt, der sich völlig ohne Not zu den StudentInnen verlaufen hatte.

Die zeitliche Reihenfolge meiner Entwicklung zwischen 1967 und 1970 kann ich heute nicht mehr sicher rekonstruieren. Daher wähle ich hier einen davon losgelösten Überblick.

Ich hatte begonnen, zu großen Teach Ins und anderen politischen Veranstaltungen ins Audi Max zu gehen. Auch hier waren wieder der Vietnam-Krieg und die Notstandsgesetze Themen, die Tausende kommen ließen. An eines dieser Teach Ins erinnere ich mich noch schemenhaft. Ich glaube, es ging um Vietnam. Nach dem Ende zog ein großer Teil von uns durch die Stadt, eine Schneise der Verwüstung hinterlassend. Im Amerika-Haus an der Moorweide ließen wir alle Scheiben zersplittern. Bevor die Polizei kam, waren wir schon am Gänsemarkt und ließen dort die Geschäftsstelle des „Hamburger Abendblatts“ zerstört zurück. Gleich um die Ecke am Neuen Jungfernstieg lag das Büro der amerikanischen Fluggesellschaft PanAm. Auch hier wurden alle Scheiben eingeworfen und als Trophäe ein großes Flugzeugmodell, das im Schaufenster gestanden hatte, im weiteren Verlauf dieser spontanen Demo hoch über den Köpfen der Leute mitgeführt.

Andere Veranstaltungen im Audi Max waren sehr viel stärker vom bis dahin geltenden Politikbegriff geprägt. Ich erinnere Podiumsdiskussionen mit Rudolf Augstein vom „Spiegel“ oder Horst Ehmke, einem engen Vertrauten Williy Brandts.

Die Proteste gegen die von CDU und SPD vorangetriebenen Notstandsgesetze kulminierten fast zeitgleich mit denen, die unmittelbare Reaktion auf den Mordanschlag gegen Rudi Dutschke waren. Höhepunkt und zugleich auch Beginn des Niedergangs der Protestbewegung waren die Osterunruhen 1968 nach diesem Anschlag. Auch in Hamburg wurde die Zentrale des Springer-Verlags belagert, und die Polizei knüppelte mit größter Brutalität den Weg frei für die Auslieferungsfahrzeuge. Ich selbst hatte zu viel Angst und schaute lieber aus den Fenstern des Unilever-Hauses auf das Geschehen in der unmittelbaren Nachbarschaft.

Vom linken AStA der Uni wurde seit Ende der Sechziger, also gerade zum Ende meiner Lehrzeit, ein periodisch erscheinendes „Zentralblatt für den Ausbildungssektor“ herausgegeben, das, der Titel legte es schon nahe, alle Auszubildenden erreichen sollte. Ich ging zum AStA, weil ich glaubte, dort an dem Blatt mitmachen zu können. Nachdem ich irgendwelchen Leuten erzählt hatte, dass ich bei Unilever arbeite, wurden ich zum Dritte-Welt-Referat des AStAs weitgereicht – schließlich war Unilever als internationaler Konzern auch in der Dritten Welt aktiv. Der Hamburger AStA wurde vom SDS gestellt, eine der treibenden und gestaltenden Kräfte der Studentenrevolte. Dort lernte ich Arwed Milz, den SDS-Vorsitzenden in Hamburg,

aber auch iranische Islamwissenschaftlerin, Zissis Papadimitriou und seine Partnerin Helena aus Griechenland, Sameh K. aus Afghanistan, S., Ulrich Lenze, G. und auch Karl-Heinz Roth kennen.

Mein Wunsch, an der Ausbildungszeitung mitzuarbeiten und so vielleicht auch zur Beruhigung meiner Eitelkeit meinen Namen gedruckt zu sehen, blieb nichts als ein Vorhaben. Stattdessen tauchte ich tief in die Aktivitäten gegen den Krieg der Portugiesen gegen die Befreiungsbewegungen in ihren Kolonien in Afrika ein, denn in Hamburg wurden bei Blohm & Voss mit deutschen Geldern Kriegsschiffe für die portugiesische Kolonialmacht gebaut, die in Angola eingesetzt werden sollten. Zusammen mit Studenten, aber genauso auch Lehrlingen der Werft, die im Sozialistischen Arbeiter und Lehrlingszentrum (SALZ) organisiert waren, schrieb ich Flugblätter und nahm an Kundgebungen teil.

Parallel zu meiner politischen Radikalisierung veränderte ich Schritt für Schritt mein Äußeres. Die Haare blieben kurz, aber die Anzüge hatte ich längst abgelegt. Irgendwann kaufte ich mir eine helle Jeans mit Dauerbügelfalten. Todschick, fand ich. Dazu ein Hemd und eine rote Strickkrawatte. Die Hemden wechselten, aber die Krawatte nie. Tag für Tag ein Signal: Rot! Und dazu eine braune Wildlederjacke, die jeden Tag unansehnlicher und speckiger wurde.

Häufiger kehrte ich jetzt abends nicht nach Tangstedt zurück, sondern übernachtete in Hamburg. Wohl im Zusammenhang mit der auch von der ESG unterstützten antikolonialen Arbeit hatte ich Dorothea P. kennengelernt, eine vielleicht zehn bis fünfzehn Jahre ältere Frau, die beim „Spiegel“ angestellt war. Sie hatte in Eppendorf in der Lehnartzstraße eine Wohnung, in der ich übernachten konnte. Durch sie, wenn ich mich recht erinnere, kam ich auch in Kontakt zu Kommune –jede WG nannte sich damals so- in der Isestraße 45. Hauptmieter der großen Wohnung waren Annegret und Reimar P. mit ihren beiden kleinen Töchtern. Er war Schülerpastor für Hamburg, Annegret kümmerte sich um die Kinder. Die große Wohnung beherbergte noch Mahmoud, ein palästinensischer Student, Gesine, eine Völkerkunde-Studentin und Anke und Jörg, ein Studentenpaar. Die Kommune war nicht nur Wohnung, sondern auch Treffpunkt für Leute, die im Niedergang der Studentenbewegung begannen, sich darüber zu unterhalten, wie sie ihr politisches Engagement fortsetzen könnten. Ich erinnere mich an lange Diskussionsabende im gemeinsamen Kommunezimmer. Das Spektrum der Gäste reichte vom linken Liedermacher über Linke aller denkbaren Schattierungen bis hin zu Leuten mit offenen Sympathien für die eben entstehende RAF.

Im Mai 1970, ich war mittlerweile mit 21 volljährig geworden, zog ich bei meinen Eltern endgültig aus und bekam ein winziges Zimmer in der WG.

Vielleicht im AStA, aber ich kann mich nicht mehr genau erinnern, lernte ich Ulli Lenze und G. kennen, beide eng miteinander befreundet und aktive SDS-Mitglieder und –obwohl formell noch eingeschrieben- im Grunde schon gescheiterte Jura-Studierende. Es dauerte nicht lange, bis ich mit beiden bald häufiger als mit anderen zusammensaß und diskutierte. Diese Bekanntschaft sollte im Gegensatz zu vielen anderen der damaligen Zeit einen Teil meines Lebens prägen.

Kurz nach dem Ende meiner Lehrzeit lernte ich Inge Jahnke kennen. Sie arbeitete auch bei Unilever als Programmiererin und war eine der ganz wenigen Gewerkschaftsmitglieder im Verwaltungshochhaus. Inge war früher Lehrerin gewesen, musste aber nach ihrer Rückkehr von einem China-Besuch während der Kulturrevolution aus dem Staatsdienst ausscheiden und umschulen. Ich saß während der Mittagspause im Foyer des Unileverhauses, und sie sprach

mich an, um mich als Gewerkschaftsmitglied zu werben. Ich wurde Mitglied der für „meine“ Firma zuständigen NGG und war schnell zu überzeugen, dass ich als Mitglied der Gewerkschaft auch aktiv für sie eintreten und werben müsse. Schnell kamen wir wenigen Gewerkschafter auf die Idee, eine gewerkschaftliche Betriebszeitung zu gründen. *Notizen* sollte sie heißen, und nach einigen Mühen gelang es auch, die Zustimmung des zuständigen Gewerkschaftssekretärs für unser Projekt zu bekommen. Er hatte große Bauchschmerzen damit, las jede Ausgabe vor dem Druck aufmerksam, machte vielleicht auch kleine Änderungsvorschläge und hatte vor allem Angst vor seinen Vorgesetzten. Die Zeitung, ein paar DIN A4-Seiten, befasste sich nahezu ausschließlich mit betrieblichen Dingen, sollte regelmäßig erscheinen und kostenfrei an möglichst alle Angestellten im Hause verteilt werden.

Zugleich initiierte Inge eine Schulung für die betrieblichen Gewerkschaftsmitglieder, zu der später noch eine zweite, geheim gehaltene marxistische für von Inge ausgewählte Kolleginnen und Kollegen kam. Dafür trafen wir uns regelmäßig im Schröderstift, einer alten Wohnanlage, die die Stadt Studenten zur Verfügung gestellt hatte. Tanja und Sameh hatten sie uns verschafft, „Hartmann“ stand an der Tür, und wenn wir uns über die Schulung unterhielten, war nur von Hartmann die Rede. Hoch konspirativ! Unsere Zeitung wurde von einigen StudentInnen vorm Unileverhaus verteilt. Und weil sie erstens legal war und zweitens Kontakt zu KollegInnen herstellen sollte, stand meine firmeninterne Adresse drin. Nach ein paar Wochen wurde ich in die Personalabteilung gerufen.. Man lobte meine guten Leistungen und bot mir als Belohnung ein Stipendium an der HWP, der auch für Nicht-Abiturienten offenen Hochschule für Wirtschaft und Politik, für die ich 1969 die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, an. Fast gleichzeitig bot mir auch die Gewerkschaft ein Stipendium an. Auf diese schon etwas elegantere Weise hofften beide, mich in ein Studium abschieben zu können. Ich wollte zwar gerne, darum auch die Aufnahmeprüfung, Politologie oder Soziologie studieren, aber noch toller kam mir der Gedanke vor, mich als unbestechlicher Held präsentieren zu können. Ich lehnte beide Angebote ab, und es dauerte nicht mehr lange, bis ich die Kündigung zum 31. März 1971 bekam. Mündlich, damit es nicht aktenkundig werden konnte, wurde mir mitgeteilt, dass ich nie wieder in einer Unilever-Firma arbeiten dürfe.

Inge und wir alle in unserer Gruppe fanden, dass wir noch zu wenig Kontakte in die verschiedenen Hamburger Werke des Konzerns hatten, und so bewarb ich mich als Arbeiter im Elida-Werk in der Stresemannstraße. Sie stellten Unilever-Kosmetika her. Haarcreme und Shampoo, Zahnpasta und Deo... Weil es zu der Zeit noch keine elektronischen Dateien gab, die konzernweit verknüpft gewesen wären, wurde ich eingestellt. Besonders angetan war der zuständige Chef von meiner Antwort auf seine Frage, was ich denn in den letzten Jahren gemacht hätte, weil ich keine Zeugnisse vorlegte. Ich habe in Nordafrika gegammelt, ghascht und so, aber jetzt wolle ich endlich ein normales Leben führen und auch mal eine Familie gründen, erzählte ich. Arbeitsende am 31. März im Hochhaus, Arbeitsbeginn am 1. April im Werk, fünf Kilometer voneinander entfernt.

Die Isestraßen-Kommune war Ende 1970 aufgelöst worden. Reimar, Hauptmieter und Pastor, verlor seine Stelle als SchülerInnenpastor der Hamburgischen Landeskirche und fand in Berlin eine neue Anstellung. Mein Versuch, als neuer Hauptmieter die WG zu retten, scheiterte, und zum Jahresende 1970 mussten alle raus.

Ulli Lenze und seine Freundin hatten über den AStA oder das Studentenwerk eine Riesenwohnung auch in der Isestraße, aber dem vornehmeren Teil zwischen Nonnenstiege und Heiligstraße, mieten können. Erdgeschoss, vier oder fünf Zimmer, Vorgarten mit Terrasse, Garten

hinter dem Haus bis zum Ufer des Isebekkanals. Das ursprüngliche Wohnzimmer mit vielleicht 40 Quadratmetern hatte ein Intarsienparkett. Die Miete war billig, und die Wohnung hatte nur einen Nachteil. Es war ein Abbruchhaus, in dem die Heizung bereits außer Betrieb genommen worden war, um es unbewohnbar zu machen für reguläre Bewohner. Ich zog mit beiden dort ein. Zwei türkische Studenten, Mehmet und Ah-med, kamen noch dazu. In dieser und einige Monate darauf in einer identischen Wohnung im Nachbarhaus lebten wir ein Jahr, bis die Häuser abgerissen und wirklich grässlichen Neubauten Platz machten.

Alle unsere politischen Aktivitäten kreisten inzwischen um die Frage, wie eine erfolgsversprechende kommunistische Organisation aussehen müsse, um die Revolution voranzutreiben. In dem großen Salon der mehr als bürgerlichen Wohnung saßen also eine Vielzahl von StudentInnen und ein Angestellter, der gerade zum Arbeiter geadelt worden war, auf dem Fußboden und diskutierten endlos lange verquaste Papiere zu dem Thema. S. musste leider als „Luxemburgistin“ entlarvt werden und verließ den Kreis. Karlo Roth wurde, glaube ich, als Trotzlist enttarnt und verschwand, schimpfend über die Stalinisten. Das waren G., Ulli und ich. Karlo Roth hatte uns vorher einen Programmentwurf geschrieben; über den Namen unserer noch zu gründenden Gruppe waren wir uns alle nach langen Diskussionen einig geworden: Proletarische Front. Aber schon nach ein paar Wochen hatte sich die Gruppe gespalten. Wir Übriggebliebenen waren die „richtigen“ Kommunisten, alle anderen nur Verirrte, oder wohl besser: Agenten der Konterrevolution. Ulrich, der unsere Gruppe als guter Rhetoriker dominierte, G., zwei oder drei andere und ich waren uns einig: Wir wollten eine kommunistische Partei. Stark und mächtig wie wir es, auch aus historischer Unkenntnis, der KPD der Weimarer Zeit unterstellten. Eine richtige Kaderpartei, die planmäßig und gezielt auf die Revolution hinarbeitet. Seit 1970 gab es in Berlin genau so eine Gruppe, die bewusst an die Traditionen der alten KPD anknüpfte, die KPD/AO, zu der wir 1971 schnell Kontakt aufnahmen. Ulli Lenze und ich flohen mehrfach nach Berlin und machten den revolutionären Ex-Studenten, die nun die Führer des Proletariats sein wollten, unsere Aufwartung. Wir verkauften die Parteizeitung in Hamburg vor Fabriken und auf Veranstaltungen, vertraten gegenüber allen anderen Linken nachdrücklich die Parteilinie und qualifizierten uns bald als diejenigen, die die neu zu gründende Parteiorganisation in Norddeutschland führen sollten. Dieser Führungszirkel nannte sich Regionalkomitee Wasserkante, Ulrich Lenze wurde Vorsitzender, ich der Gewerkschaftsverantwortliche. Das war konsequent, weil ich als Berufstätiger auch Mitglied einer Gewerkschaft war.

Im Verlauf meiner Arbeit bei Elida wurde ich vom starken Trinker zum Säufer. Von meinen beiden Kollegen wurde mir gleich in den ersten Tagen eröffnet, dass es üblich sei, dass jeder umschichtig morgens eine normale Flasche Weinbrand mitbringe. Mariacron. Die war, wie ich nach wenigen Tagen wusste, bis zur Mittagspause geleert. Danach ging einer von uns ins Labor und holte einen Liter reinen Alkohol, der mit einem Liter Sprite gemischt und bis zum Feierabend ausgetrunken wurde. Unsere drei Vorgesetzten tranken manchmal auch einen Schluck, aber vor allem betranken wir uns zu dritt jeden Tag. Wir betranken uns so, dass mein Kollege Heini, der ein paar Ecken weiter in Altona wohnte, manchmal sein Auto stehen ließ, weil er nicht mehr in der Lage war, die Tür aufzuschließen. Uns Fahren ging´s dabei nicht. Ich selbst sollte einmal nach Feierabend zu einer größeren KPD-Veranstaltung nach Berlin fliegen, um dort als kommunistischer Chemie-Arbeiter zu sprechen. Völlig betrunken kam ich in die WG in der Isestraße. Ulli Lenze fuhr mich in diesem Zustand zum Flughafen, ich trank während

der zwanzig oder dreißig Minuten in der Luft Unmengen Kaffee und Cola und schaffte es tatsächlich, als Redner genügend klare Sätze in den Saal zu rufen, um mich danach von den „wichtigen“ Genossen feiern zu lassen. Die angenehme, gut bezahlte und bis auf den Alkoholmissbrauch wenig anstrengende Beschäftigung bei Elida fand Ende 1971 einen jähen Abschluss. Ich hatte begonnen, gegen den langjährigen Betriebsratsvorsitzenden von Elida in der Firma bei den Kollegen Stimmung zu machen. Offenbar kannte er mich noch aus Hochhauszeiten und wusste damit, welch „faules Ei“ in seinem Nest lag. Um damit Schluss zu machen, denunzierte er mich in der Personalabteilung, und es war vorbei.

Meine nächste Station waren die Hamburger Gaswerke auf dem Grasbrook am Magdeburger Hafen. Es war schon damals, also 1972, klar, dass das aus der Kohleverschwelung gewonnene Stadtgas auf mittlere Frist durch Erdgas ersetzt werden sollte. Daher wurden keine größeren Wartungsarbeiten an den Anlagen mehr durchgeführt, und die Arbeiter waren ständig Giften ausgesetzt. Auf dem riesigen Ofenblock, der Tag und Nacht in einer Gas- und Qualmwolke lag, arbeiteten ausschließlich türkische Kollegen. Die weniger belasteten Aufgaben wurden von Deutschen wahrgenommen. Als ich anfang, fragte bei der Einstellung der Betriebsrat sofort nach meiner Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft. Ich versicherte, schnell von der IG Chemie zur damals für den Betrieb zuständigen ötv überzutreten. Und mir wurde gleich gesagt: „Wenn Du hier was werden willst, musst Du in der Partei sein.“ Welche Partei musste nicht erfragt werden. Meine war es nicht, sondern die SPD. Das war so in staatlichen Hamburger Betrieben. Ich kam in die Conti-Schicht, wie fast alle im Betrieb. Jeweils sieben Tage Früh-, Spät- und Nachtschicht mit einigen Tagen Pause zwischen den einzelnen Schichten. Durch Schicht- und Erschwerniszulagen verdiente ich geradezu reichlich. Gerne teilte ich meine Einnahmen mit der Firma Block, die Steakhäuser betrieb. Ich kaufte in Feinkostgeschäften ein und am Eppendorfer Baum viel zu teure Kleidung. Warum, fand ich wohl, sollen nicht auch Kommunisten gut leben?

Während der Arbeit lernte ich Johnny W. kennen, ein Arbeiter wie aus dem Bilderbuch. Grobe Hose, ein blau-weiß gestreiftes Finkenwerder Fischerhemd, Schweiß Tuch um den Hals und Elbsegler auf dem Kopf. Er lief nicht alleine so herum. Für die bessergestellten Arbeiter war das so etwas wie die Ehrenuniform. Johnny, vielleicht 40 Jahre alt, war überzeugter und außerhalb des Betriebs auch aktiver Kommunist – allerdings in der DKP, mit der ich überhaupt nichts zu tun haben wollte. Vor allen in den langen Nächten diskutierten wir über Gott und die Welt, die Revolution und Marx und Lenin. Und irgendwann konnte ich Johnny dafür gewinnen, mit mir zusammen einen Artikel für unsere „Rote Fahne“ zu schreiben. Unglaublich viele der Kollegen kauften die Zeitung, als sie vor dem Werkstor angeboten wurde. So viele lasen den Artikel und diskutierten darüber, dass es der Geschäftsleitung nicht gefiel. Senator Hackmack, Aufsichtsratsmitglied der Gaswerke, kam nach wenigen Tagen zu Besuch. Nicht um Besserung zu versprechen. Johnny wurde zu ihm zitiert, ich kam zusammen mit ein paar anderen Kollegen mit, und wir standen auf dem Hof, als Hackmack Johnny schließlich die Entlassung androhte. Das Management war überzeugt, dass der einzige ihnen bekannte Kommunist Urheber des Artikels sein müsse. Weil ich wusste, dass Johnny Frau und Kinder hatte, die von seinem Lohn lebten, trat ich vor und erklärte, Herr W. habe nichts mit dem Artikel zu tun. Schließlich, das sei ja bekannt, sei er in der DKP, und die „Rote Fahne“ würde diese Partei aufs Schärfste wegen ihrer Politik kritisieren. Ich sei der Autor. Und damit war ich raus. Johnny blieb.

In der Partei war ich wichtig. Ich trat auf Veranstaltungen zwar nicht unter meinem Namen auf, um mich so zu schützen, sondern hatte, wie alle übrigens, ein Pseudonym, einen Nom de guerre. Der in der Öffentlichkeit zu benutzende lautete Walter, der nur schriftlich zu verwendende Gerhard. Wir waren, glaubten wir, bestens auf ein Verbot und eine Weiterarbeit im Untergrund vorbereitet. Weil wir ganz konspirativ waren, hatte die Funktionäre zwei davon: Einen, der öffentlich benutzt wurde und einen geheimen, der in Schriftstücken wie Protokollen erschien. So scheinbar bedeutend meine Rolle im Parteileben war, so katastrophal entwickelte sich mein persönliches Leben. Begonnen hatte diese Entwicklung schon, nachdem wir Ende 1971 aus den Abbruchhäusern in der Isestraße hinaus mussten. Ich stand ohne Wohnung da. Aus der alten Isestraßenkommune der Pastorenfamilie kannte ich Wolf W., einen Angestellten beim „stern“, der eine schöne Wohnung in der Klosterallee Ecke Isestraße hatte. Wolf, mit dem mich außer dieser Bekanntschaft nichts verband, erlaubte mir, ab Januar 1972 ein Zimmer bei ihm für kurze Zeit, wie wir abmachten, zu beziehen. Die kurze Zeit wurde dann das ganze Jahr, bis Wolf mir dringend nahelegte, wieder auszuziehen.

Nach dem Rausschmiss bei den Gaswerken gelang es mir nicht mehr, mich beruflich zu stabilisieren. Nicht der Verfassungsschutz, der uns nicht nur als Organisation, sondern natürlich auch ihre einzelnen Mitglieder sehr genau beobachtete, hatte die Verantwortung, sondern ich selbst. Ich trank immer mehr, und die Kontrolle über mein Leben entglitt mir zusehends. Ich verdingte mich als Hafendarbeiter, arbeitete im Stahlhandel als Lagerarbeiter, auf einer Werft als Hilfsarbeiter. Auch einen Angestelltenjob bei einer Berufsbekleidungsfirma hielt ich nicht lange durch. Es waren immer nur einige Wochen, weil mir Disziplin und Kraft für kontinuierliches Arbeiten mehr und mehr verloren gingen.

Weniger aus dem tiefen Wunsch, mit M., die ich schon während meiner Unileverzeit kennengelernt hatte, dauerhaft zusammenzuleben, sondern weil ich seit Anfang 1973 keine Wohnung mehr hatte, zog ich zu ihr. Sie bewohnte in Pinneberg eine kleine 1-Zimmer-Wohnung, die sie mit mir zu teilen bereit war. Nach kurzer Zeit wechselten wir in eine etwas größere Wohnung in der Nachbarschaft. Weil ich nur noch unregelmäßig Geld verdiente, vom Arbeitsamt auch manchmal gesperrt wurde oder es einfach versäumte, mich arbeitslos zu melden, konnten wir die Miete nicht mehr bezahlen. Ich glaube, Ms. Mutter half uns dann, um den Verlust der Wohnung zu vermeiden.

## **Bremen**

Die Partei hatte mich mittlerweile als „Rechtsabweichler“ identifiziert. Ich denke heute, dass es daran lag, dass ich manche ultralinken Winkelzüge ihrer Politik aufgrund meiner Erfahrungen mit Kolleginnen und Kollegen in den Betrieben nicht richtig oder nicht vermittelbar fand. Immerhin war ich ein ziemlich hoher Funktionär der Gruppe, und es hätte sich nicht gut gemacht, wäre ich ausgeschlossen worden. So teilten mir die führenden Genossen des Regionalkomitees mit, man habe beschlossen, mich zur Bewährung mit dem Parteaufbau in Bremen zu betrauen. Wir hatten nach Bremen schon länger Kontakte an die Uni, und die dortigen Genossinnen und Genossen, die natürlich noch keine Mitglieder waren, hatten längst erfolgreich ihre Fühler in verschiedene Bremer Betriebe ausgestreckt. Vor einigen verteilten sie schon Flugblätter, die wir in Hamburg redigierten und druckten. Der Umzug, so wurde mir gesagt,

solle kurzfristig erfolgen. Zum Umzugsgut, anders lässt es sich heute nicht sagen, sollte auch M. gehören. Sie studierte in Hamburg nicht Musik, das Fach ihrer Wahl, sondern Jura, weil, so die Partei, Juristen im Klassenkampf immer benötigt würden. Wir hätten uns trennen können, doch das wollten wir nicht, und so folgten wir der Anweisung, fuhren nach Bremen und fanden an einem Tag nicht nur eine Wohnung, sondern auch einen Arbeitsplatz für mich bei VFW, dem Vorläufer von Airbus. Sie stellten mich als Lagerarbeiter ein, und alles schien sich zum Besseren zu wenden.

Kurz nach unserem Umzug nach Bremen heirateten M. und ich. Am 1. Februar 1974 verließen wir das Standesamt in der Holler Allee und waren zum Ehepaar geworden. Die meisten unserer Genossinnen und Genossen lehnten Ehen als Institution ab. Unsere Hochzeit war deshalb in deren Augen ein weiterer Beweis der Kleinbürgerlichkeit.

Die vermeintliche Wendung zum Guten hielt allerdings nur an, bis mir am Ende der dreimonatigen Probezeit eröffnet wurde, dass meine Überprüfung durch den Verfassungsschutz, die routinemäßig vorgenommen wurde, weil VFW ein Rüstungsbetrieb war, negativ ausgefallen war. Ich bekam für ein halbes Jahr, glaube ich, Arbeitslosengeld und widmete mich völlig der Arbeit für die Partei. Später suchte ich längere Zeit nach einer neuen Arbeit, wissend, dass größere Betriebe für mich offenbar nicht mehr in Frage kämen, und fing bei der Schiffsreinigungsfirma Kapitän im Sande auf der damaligen Großwerft AG „Weser“ an. Die neuen Kollegen waren schon etwas anderes, als das, was ich bisher kannte. Praktisch keiner ohne Vorstrafen, etliche waren frühere Fremdenlegionäre, fast alle mit ausdrucksstarken Tätowierungen. Morgens um halb sieben, bei Schichtbeginn, wurde erst einmal gemeinsam ein Karton Kümmerling ausgetrunken, um dann vorgewärmt auf die Schiffe zu gehen. Die ersten Tage bekam ich einen der wirklich unbeliebten Jobs. Ich musste, kriechend auf dem Bauch, in den Wellentunnel eines im Dock liegenden Frachters und mit Lappen altes Öl aufwischen. Es war eng, schlecht belüftet, aber ich konnte wenigstens nicht von irgendetwas herunterstürzen. Das wurde bald anders. Die Werft baute damals, was letzten Endes auch mit zu ihrer Pleite führte, riesige Tanker der sogenannten Europa-Klasse. Die Schiffe waren damals die größten der Welt. Die „Ioannis Colocotronis“ war noch im Bau, und überall wurde geschweißt. Ich wurde ins Hinterteil des Schiffes geschickt. Es waren noch keine Decks eingezogen, und zwischen der Decke der Kommandobrücke ganz oben und dem Schiffsboden weit unter Wasser waren es ungefähr 50 Meter. Sicherheitsvorkehrungen gab es keine. Auf frei schwebend aufgehängten Brettern sitzend, die bei der geringsten Bewegung wie wild zu schwingen begannen, oder auf eine halbe Fußlänge Platz gebenden Vorsprüngen stehend, mit einer Hand sich krampfhaft festhaltend, fegte ich acht Stunden täglich Schmutz. Noch nie hatte ich solche Angst beim Arbeiten gehabt. Nach sechs oder acht Wochen kündigte ich. Der einzige positive Nebeneffekt der Arbeit auf der Werft war, dass ich aus Selbsterhaltungstrieb heraus während der Arbeit keinen einzigen Schluck Alkohol trank.

Um überhaupt ein bisschen Geld zu verdienen – ich war wegen meiner eigenen Kündigung für den Bezug von Arbeitslosengeld gesperrt – jobte ich für Bettina Wassmanns legendären Buchladen und betrieb für sie einen Büchertisch in der Uni. Bettina, damals selbst im KBW, unterstützte auf diese sehr praktische Art einen KPDler.

Meine Partei entfaltete ihre revolutionäre Arbeit in jeder Hinsicht. Auf der Vulkan-Werft hatten wir eine Betriebszelle mit einigen gestandenen Arbeitern gründen können, die erfolgreiche Betriebsratsarbeit machten. An der Uni war der Kommunistische Studentenverband eine nicht

unbedeutende Kraft, und durch Selbstüberschätzung sahen wir uns noch viel stärker. Ein Ergebnis von 0,33 Prozent bei der Bürgerschaftswahl 1975 verbuchten wir deshalb auch als Bestätigung und Erfolg unserer Politik. Ich selbst stand in fortlaufender und sich verschärfender Kritik durch die Partei. Sowohl das Hamburger Regionalkomitee wie auch die Bremer Ortsleitung kritisierten mich mehr und mehr. Meine führende Rolle in Bremen hatte ich schon eingeübt, als Martin T. aus Aachen nach Bremen kam und der neue Vorsitzende der Ortsleitung wurde. Irgendwann 1974 war es dann soweit: Ulrich Lenze, immer noch Chef für Norddeutschland und mittlerweile auch Mitglied des Zentralkomitees, kam nach Bremen und teilte mir zusammen mit den leitenden Bremern mit, dass ich aus der Partei ausgeschlossen sei. Ich könne aber dank meiner früheren Verdienste noch als Sympathisant organisiert bleiben. Ich nahm das Angebot, eigentlich ja eine Demütigung, dankbar an und versprach, alles dafür zu tun, das Vertrauen, das man nun in mich setzte, nicht zu enttäuschen. Ich wurde in die „Rote Hilfe“, eine Vorfeldorganisation der Partei, die sich um politische Prozesse und politische Gefangene der eigenen Couleur kümmerte, geschickt. Dort war es meine Aufgabe, die Parteilinie gegenüber einigen Jungjuristen und StudentInnen nachdrücklich zu vertreten. In dieser völlig bedeutungslosen Gruppe lernte ich die später zu Bremer Prominenz gekommenen A. und S. kennen, die frisch aus Bonn gekommen waren und jetzt ihre beruflichen Laufbahnen in Bremen begannen.

M. hatte im Laufe des Jahres 1974 ihr Studium abgebrochen. Einerseits, weil Jura ohnehin nicht das war, was sie interessierte, vor allem aber auch, weil wir dringend Geld brauchten. Sie fing in einer kleinen Firma in der Neustadt als Angestellte an.

Ich selbst bekam 1975 endlich wieder beruflich festen Boden unter die Füße. Im „Weser-Kurier“ suchte eine Firma Voith einen kaufmännischen Mitarbeiter. Ich bewarb mich und wurde schnell zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Voith, ein großes Familienunternehmen, hatte im 2. Weltkrieg ein Werk in Bremen eröffnet, in dem jetzt, als ich mich bewarb, nicht ganz 200 Menschen arbeiteten. Die Familie Voith als alleinige Eigentümerin des Konzerns war weltanschaulich geteilt in einen katholischen und einen anthroposophischen Zweig. Die friedliche Koexistenz beider Anschauungen wurde bei Voith bis auf die Ebene der Meister in allen Werken heruntergebrochen. Der technische Leiter im Bremer Werk, Herr Honkomp, war ein praktizierender Katholik, sein kaufmännischer Kollege, Herr Wilkens, ein bekannter Bremer Anthroposoph. Herr Wilkens, der mich wegen der ersichtlichen Lücken in meinem vorgelegten Lebenslauf befragte, was ich denn seit meiner Entlassung bei Unilever gemacht habe, kommentierte meine Auskunft, ich hätte in verschiedenen Betrieben als Hilfsarbeiter gearbeitet, damit, dass ich dann ja vielen Angestellten mit einem geradlinigen Lebenslauf gegenüber wichtige Erfahrungsvorsprünge besäße. Damit war ich eingestellt. Am Ende der dreimonatigen Probezeit rief er mich zu sich. Die Firma sei zufrieden mit meiner Arbeit, aber da gäbe es doch noch eine Sache, über die er mit mir sprechen möchte. Mein Herz sackte in die Hose. Ich ahnte schon, welche Sache das sei. Der Verfassungsschutz, sagte Herr Wilkens, habe die Firma darüber informiert, dass ich in der KPD aktiv sei, und die Behörde hätte meine Entlassung empfohlen. Es kam anders als von mir als sicher erwartet. Herr Wilkens deutete mit der Hand auf die beiden Fabrikhallen und sagte: „Ich entscheide hier nichts über den Lauf der Dinge, und Sie auch nicht, Herr Dunker. Das sind letzten Endes die Leute da in den Hallen. Solange Sie keinen illegalen Streik anzetteln, können Sie hier arbeiten.“ Statt ihn zu umarmen, wonach mir fast war, bedankte ich mich und ging an meine Arbeit zurück.



In den neun Jahren, die ich bei Voith arbeitete, führten Herr Wilkens und ich nicht häufig, aber gelegentlich umfangliche Diskussionen über Rudolf Steiner und Karl Marx, über Anthroposophie und Kommunismus.

Vor den Schranken der „Klassenjustiz“, wie wir sie nannten, stand ich nur einmal. Wir hatten vor dem Arbeitsamt die „Rote Fahne“ verkauft, und die deshalb offenbar extra gerufene Polizei wies uns auf das bremische Wegegesetz hin, dass derartige Sondernutzungen, wie die Beamten es nannten, verbot, so keine ausdrückliche behördliche Genehmigung vorläge. Natürlich hatten wir keine, und unsere Personalien wurden notiert und das Ganze zur Anzeige gebracht.

Monate später mussten wir zum Amtsgericht. Richter, Staatsanwalt, Verteidiger – alle waren da. Wir beriefen uns durch den Mund unseres Anwalts auf das Recht auf freie Meinungsäußerung. Offenbar so überzeugend, dass der Richter nach gefühlten zehn Minuten die Angelegenheit wegen Geringfügigkeit beendete. Ein klarer Sieg des revolutionären Proletariats und seiner Partei. Ich war ziemlich erleichtert.

Vom Alkohol war ich mit dem Schritt in geregeltere Verhältnisse aber längst noch nicht losgekommen. In der Einkaufsabteilung, in der ich arbeitete, war ein älterer Kollege, ein früherer Schlepper-Kapitän. Ich nehme an, dass Siegfried deshalb nicht mehr als Kapitän arbeitete, weil er wegen seines Alkoholismus berufsunfähig war. Sehr schnell wurde es zur Regel, dass ich mit Siegfried nach Feierabend in eine Kneipe nahe der AG „Weser“ ging, wo wir dann nicht nur ein oder zwei Biere tranken. Manchmal schlief ich in der Straßenbahn auf dem Weg nach Hause ein, fuhr bis zur Endstation und wieder komplett zurück bis ans andere Ende nach Gröpelingen, bevor ich schließlich aufwachte und nach Hause kam.

Ungefähr ein Jahr später wurde ich bei den Betriebsratswahlen zum Mitglied gewählt und als einziger Angestelltenvertreter in dem Gremium auch gleich 2. Vorsitzender. Noch zuvor war ich in der Gewerkschaft, diesmal der IG Metall, zum Vertrauensmann für die Angestellten geworden. Nach der Betriebsratswahl wurde ich wegen meiner Aktivität auch Mitglied in verschiedenen überbetrieblichen gewerkschaftlichen Gremien.

Meine anderen sechs Betriebsratskollegen respektierten zwar meine eher konfliktorientierte Art von Betriebsratsarbeit, aber es war nicht ihre. Rückhalt bekam ich aber dafür von den Kollegen des Heidenheimer Hauptwerkes, die sich deutlich stärker als Vertretungsorgan ihrer Belegschaft verstanden.

M. hatte inzwischen ihren Arbeitsplatz gewechselt und war Chefsekretärin des Konstruktionsleiters der AG „Weser“ geworden. Nachdem in Bonn entschieden worden war, dass die Werft ein Fregatte für die Bundesmarine bauen sollte, wurde sie wie alle anderen Beschäftigten der Werft vom Militärischen Abschirmdienst der Bundeswehr überprüft. Ihr Chef sagte ihr, dass er sie entlassen müsse, weil der MAD nicht akzeptieren könne, dass die Ehefrau eines bekannten Kommunisten in diesen Rüstungsauftrag involviert sei.

Ich war immer noch Sympathisant der KPD. Nachdem ich wusste, dass die Firma über meine Ansichten informiert war, verkaufte ich sonnabends vor einem Supermarkt in Oslebshausen, wo viele meiner KollegInnen wohnten, die „Rote Fahne“. Ich ging weiter zu den Sitzungen der „Roten Hilfe“, aber merkte langsam, dass die linksradikalen Losungen der Partei mit meinem tatsächlichen Leben nur wenig zu tun hatten. Dennoch brachte ich nicht genug persönliche

Konsequenz und intellektuelle Unabhängigkeit auf, um mich ein für alle Mal von der KPD zu lösen. Sie löste sich von mir. Auf die denkbar radikalste Weise mit ihrer Selbstauflösung.

Im Herbst 1978 wechselten M. und ich die Wohnung. Von der Hemelinger Straße zogen wir in eines kleines Altbremer Haus in der Waller Elisabethstraße. Ich weiß noch, dass ich meinen dreißigsten Geburtstag damit verbrachte, nach der Arbeit dort Teppichboden zu verlegen. Der einzige Geburtstagsgast war mein Kollege Dieter K., der mit ein paar Flaschen Bier vorbeikam und mit mir anstieß. Vielleicht war M. in unserer alten Wohnung und packte, vielleicht hatte sie auch anderes zu tun. Unsere Beziehung war längst gekippt. Sie hatte noch bei Unilever begonnen, wo ich ein bekannter gewerkschaftlicher Aktivist war und hatte sich fortgesetzt während meiner Zeit als Führungsmitglied der Partei.

Ich war in unserem hermetisch abgeschlossenen politischen Universum zur unbedeutenden Person geworden, gerade noch am Renegatenstatus vorbei. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hatte ich das Gefühl, dass unsere Ehe faktisch am Ende war. Ich glaube, es war Mitte 1980, als M. aus der Elisabethstraße auszog und sich eine eigene kleine Wohnung auch in Walle nahm. Etwa zur gleichen Zeit fing sie als freie Mitarbeiterin bei „Buten und Binnen“ an, das damals völlig neu war und schnell in ganz Deutschland als ungewöhnlich mutiges und junges Regionalmagazin reüssierte.

Auf den Tag zehn Jahre nach unserer Heirat wurden wir am 31. Januar 1984 geschieden.

Die Selbstauflösung der KPD befreite mich von dem selbstaufgelegten Zwang, nach dem Wohlwollen und der Anerkennung der Partei zu streben. Der Zensor im eigenen Kopf verlor seine Aufgabe und verabschiedete sich sang- und klanglos. Zehn Jahre hatte ich die Welt durch die engen Sehschlitze meiner Parteibrille wahrgenommen. Und jetzt stürmte Neues auf mich ein. Meiner Bibliothek verpasste ich eine Frischluftkur. Lenin, Stalin, Mao Tse Tung, Thälmann und vieles andere verschwanden aus dem Kanon der „Klassiker“ in die hinterste Ecke des Bücherregals, die gesammelten Jahrgänge des Zentralorgans kamen auf den Dachboden und Jahre später ins Bremer Staatsarchiv. Ich las Bücher, die bis dahin zu den verbotenen oder missachteten gehörten. Manes Sperbers „Wie eine Träne im Ozean“, ich versank förmlich in der gerade erschienen „Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss. Ich arbeitete mich Zeile für Zeile durch Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“, fasziniert von seinem den Menschen zugewandten Marxismus. Ich hörte Musik, die bis dahin nicht meine war. Im Radio gab es zu der Zeit die Sendung Rockpalast, stundenlange Livesendungen mit Musik weltberühmter KünstlerInnen. Ich suchte den Austausch mit Linken, die ich in anderen Betrieben und in der Gewerkschaft kannte. Zu behaupten, dass ich einen „Salon“ führte, würde zu weit gehen. Aber ich lud nun von Zeit zu Zeit Leute aus diesen Zusammenhängen zum Essen bei mir ein, und wir diskutierten Politisches aller Art, tranken Wein aus Literflaschen und aßen Lamm oder Fisch. Noch zwei oder drei Jahre früher hätte ich mich bei diesen Gelegenheiten sicher wieder bis zur Bewusstlosigkeit betrunken, doch mein Alkoholmissbrauch hatte sich auf leisen Sohlen aus meinem Leben verabschiedet. Die Stabilisierung meiner Lebensverhältnisse war wahrscheinlich das auslösende Moment der Befreiung von dieser Sucht. Ich hatte keine Anstrengungen unternommen, nicht oder auch nur weniger zu trinken. Das Bedürfnis war nicht mehr in mir. Die Sucht, die mich weiter begleitete, war das Rauchen. Ich rauchte nach wie vor unmäßig, war mir aber so sicher, dass ich jederzeit aufhören könnte, dass ich gerne zum Besten gab, ich würde abrupt Schluss machen, wenn ich irgendwelche gesundheitlichen Einschränkungen spüren würde. Ein Irrtum, eine Selbstüberschätzung, wie sich später herausstellen sollte.

Bei einem Besuch im Heidenheimer Hauptwerk von Voith machte die Konzernleitung uns Betriebsräte mit ihren Plänen, die dortige Fabrik flächendeckend mit den damals modernsten, bereits computergesteuerten Maschinen auszurüsten, bekannt. Das war Anlass, mich gründlich und tiefgehend im Auftrag des Gesamtbetriebsrats der Heidenheimer und Bremer Werke mit den anstehenden Veränderungen der Arbeitswelt zu beschäftigen, um gemeinsam ein Konzept zu entwickeln, mit dem wir den zu erwartenden Rationalisierungen und dem Bedeutungsverlust der klassischen Facharbeiter begegnen wollten. Weder von Seiten der Gewerkschaft noch der Wissenschaft gab es nennenswertes Material zu dieser sehr neuen Entwicklung. Ich vertiefte mich mehr und mehr in dieses Thema, sammelte Informationen und meinte irgendwann, dazu *die* Streitschrift verfassen zu müssen. Und natürlich auch zu können. Nichts von wissenschaftlicher Arbeit verstehend, dafür aber mit einem hohen Anspruch und gehöriger Selbstüberschätzung im Kopf füllte ich Seite um Seite mithilfe meiner alten gusseisernen schwarzen Kofferschreibmaschine. Ich wurde nie fertig, aber dieses Manuskript habe ich, durchaus ein wenig stolz und nostalgisch, bis heute aufbewahrt.

Neben den inhaltlichen und wissenschaftlichen Mängeln und Schwächen hinderte mich eine im Herbst 1982 völlig neue Entwicklung im Betrieb, mein technologiekritisches Pamphlet jemals fertig zu stellen. Die Konzernleitung teilte bei einer von ihr eilig einberufenen Besprechung Herrn Wilkens und mir als Betriebsratsvorsitzendem mit, dass das Bremer Werk zum 31. März 1984 geschlossen werde. Die Gründe waren für mich als Marxisten völlig einsichtig. Zwangsläufig sozusagen. Gegen die Schließung in tradierter Weise kämpfen zu wollen, kam mir gar nicht in den Sinn. Am nächsten Morgen, kaum wieder zurück in Bremen, berief der Betriebsrat eine Belegschaftsversammlung ein. Ich informierte die Kolleginnen und Kollegen über die Pläne der Konzernleitung, kündigte Sozialplanverhandlungen an, versuchte ein Menge Fragen zu beantworten und sagte auch, die Schließung sei nicht zu verhindern. Aber ich schlug auch vor, die Fabrik, an der Voith ja offensichtlich kein Interesse mehr habe, seitens der Belegschaft zu übernehmen und unter ihrer Regie fortzuführen.

Die Skepsis war riesig, doch es gab keine ausdrückliche Ablehnung. Wahrscheinlich einfach nur, weil alle völlig erschrocken waren und keine Vorstellung davon hatten, wie es für sie weitergehen sollte. Was ich vorschlug, war nichts als der Strohalm, nach dem Ertrinkende greifen. Und ich selbst hatte auch keinerlei Idee, wie wir wirklich Erfolg haben könnten. Ich versprach namens des Betriebsrates, mit aller Kraft für einen guten Sozialplan, nicht zuletzt also hohe Abfindungen kämpfen zu wollen. Alles andere solle dem untergeordnet werden. Das brachte mir und nominell damit dem ganzen siebenköpfigen Betriebsrat Zustimmung. Wir hatten freie Hand für Sozialplangespräche und zugleich für Pläne für die Zeit ohne Voith. Ich hatte mich damals schon länger nach der „Befreiung“ vom Parteidogmatismus mit verschiedenen aktuellen basisdemokratischen Ansätzen in der Arbeiterbewegung beschäftigt. Ein zu der Zeit bekannter Denkansatz war der bei der britischen Rüstungsfirma Lucas Aerospace, bei dem auf betrieblicher Ebene von Gewerkschaftsmitgliedern versucht wurde, Produktalternativen zu den bisherigen Rüstungsgütern zu entwickeln. Sie wollten mit den Produktionsmitteln der Rüstungstechnologie „gesellschaftlich nützliche“ Dinge entwickeln und herstellen. Einer der bekanntesten Sprecher dieser bald über den konkreten Betrieb hinausreichenden Bewegung war der Ingenieur Mike Cooley. Zu ihm nahm ich bei einer Veranstaltung gegen die damalige Rüstungspolitik in Bremen Kontakt auf. Mike fand unsere Initiative, die, was die Eigentumsfrage anging, über ihren britischen Ansatz hinausging, ziemlich interessant. Die

Folge waren ein oder zwei Besuche von mir in London, wo ich mich wieder mit Mike und einigen anderen Leuten der Rüstungskonversionsbewegung traf.

In Bremen deutete sich zu der Zeit schon die zunehmende Krise der Werftindustrie an. Vor allem die zum Krupp-Konzern gehörende AG „Weser“ litt unter deutlichen Auftragsmangel und fuhr Verluste ein. Bürgermeister Koschnick, der im September 1983 Bürgerschaftswahlen zu bestehen hatte, sah sich zunehmend unter dem Druck der Werft- und auch der Stahlarbeiter von Klöckner. In dieser Situation rief ich als Betriebsratsvorsitzender im Rathaus an. Ich wollte mit Koschnick über Möglichkeiten zur Unterstützung unseres Vorhabens bei Voith sprechen. Wenige Tage nach dem Anruf saß ich im Rathaus. Koschnick duzte mich sofort. Vielleicht gab mir das den Mut, ihm zu sagen, die Werft sei ja nicht zu retten, aber der Senat könne unserem kleinen Betrieb helfen und sich damit in der Öffentlichkeit als mit Arbeitern wirklich verbunden zeigen. Ob Koschnick diese Argumentation überzeugte, weiß ich nicht. Aber er sicherte uns die Unterstützung der Landesregierung zu. Die nächsten Stationen waren Henning Scherf als Sozialsenator und dann Claus Grobecker als Arbeitssenator. Eine sozialdemokratische Landesregierung wollte ein ziemlich offen kommunistisches Projekt unterstützen – ich konnte es kaum fassen. Ich glaube heute, dass diese Unterstützung durch das Land dazu beitrug, die Skepsis in der Belegschaft kleiner werden zu lassen. Es bildeten sich Arbeitsgruppen, um nach neuen Produkten zu suchen. Ich hatte in einem Papier, das ich für den Besuch bei Bürgermeister schnell zusammengeschrieben hatte, neben vagen Berechnungen und Ideen als künftige Produktlinie der Belegschaftsfirma „sozial verträgliche und gesellschaftliche nützliche“ Maschinenbauerzeugnisse genannt. Diesen Begriff hatte ich bei den KollegInnen von Lucas Aerospace entliehen. Und so begannen Arbeiter, die seit Jahrzehnten nichts anderes als Schiffsantriebe und Pumpen für Papierfabriken gebaut hatten, die noch nie an einem Zeichenbrett standen, sich Produkte zu überlegen und zu entwickeln. Eine Gruppe von fünf oder sechs Männern überzeugte den gesamten an der künftigen Firma interessierten Teil der Belegschaft davon, eine kleine Biogasanlage zu entwickeln, mit der Bauern die damals schon ernster werdenden Gülleprobleme lösen sollten. Das entstehende Gas sollte handelsübliche, leicht von Diesel auf Gas umzurüstende Lkw-Motoren antreiben, um mit ihnen kleine Generatoren zur dezentralen Stromerzeugung nutzen zu können. Ein werksfremder Rentner, der früher Konstrukteur gewesen war, unterstützte unsere Kollegen.

Andere Kollegen entwarfen einen zu der Zeit neuartigen Fahrradanhänger für Transporte von Lasten bis zu 50 Kilo. Bei der Fahrt konnte nichts klappern, das Transportgut war vor Witterung geschützt, und der Anhänger konnte nicht umkippen. Nach Konstruktion und Versuchszeit ging der Roll's genannte Anhänger in eine kleinere Serie. Mehrere hundert Stück wurden gefertigt und verkauft.

In der Windenergie waren damals dänische Firmen führend. Ich hatte nach verschiedenen gescheiterten Versuchen deutscher Firmen, so auch von Voith, vorgeschlagen, deshalb mit einer dänischen Firma zusammenzuarbeiten. Die Kontakte zu Windmatic in Brande waren vielversprechend, führten aber letztlich nicht zu Erfolg, nachdem eine Probserie von Schweißteilen für die Dänen, die noch unter der Regie Voiths hergestellt worden waren, qualitativ durchfielen.

Viele andere Ideen wurden diskutiert und auch wieder verworfen. Inzwischen war unser Projekt weit über die Grenzen Bremens hinaus bekannt. Wir hatten Auftritte im ZDF, ich saß in der Talk Show 3 nach 9 und in vielen bundesweiten Konferenzen. Vor der SPD-Bundestagsfraktion stellte ich in Bonn unser Projekt vor. Die Bremer Voith-Arbeiter und ihre Initiative waren zum Medienereignis geworden. Es wäre falsch, wollte ich behaupten, dass mir diese

Prominenz nicht schmeichelte. Mehr und mehr externe Unterstützer stießen dazu. Ihre Motivationen waren sehr, sehr unterschiedlich. Einige konnten uns wirklich helfen. Mit technischem, kaufmännischem und juristischem Rat. Andere waren wohlmeinende Spinner, die schon immer von einem Gezeitenkraftwerk träumten oder ausgediente Leopard-Panzer als Transportmittel in Afrika als Entwicklungshilfe einsetzen wollten. Und es gab natürlich auch fragwürdige bis halbseidene Geschäftemacher, die sich anhängen und davon profitieren wollten. Und dann gab es noch eine Unzahl von jüngeren Akademikern aus dem linken und grünen Spektrum, die einfach spannend fanden, was da in Bremen-Oslebshausen vor sich ging.

Wirkliche Hilfe, die uns nützte, erfuhren wir unter anderem von Alexander Wittkowski, Präsident der Bremer Uni bis 1982 und Produktionswissenschaftler, Friedrich Karl Bierman, einen ehemaligen Bremer Tabakindustriellen, der uns mit vielen Kontakten in die Bremer Unternehmerschaft unterstützte, dem Bremer Rechtsanwalt und SPD-Politiker Waldemar Klieschies, dem derzeitigen Bremer Arbeitssenator Claus Grobecker und den Heidenheimer Betriebsratskollegen Adalbert Olbrich und Uli Huber.

Inzwischen war der Sozialplan mit der Konzernleitung ausgehandelt worden. Die Höchstsumme hatten wir als Betriebsrat auf sechzigtausend Mark begrenzt, um dadurch auch jüngeren Leuten mit kürzerer Betriebszugehörigkeit relativ hohe Abfindungen zu sichern. Wir hatten als Belegschaftsvertretung in Bezug auf die Abfindungen unser Wort gehalten. Und wir erreichten eine Vereinbarung mit Voith, die besagte, dass die Belegschaft den Betrieb übernehmen könne und ich auf Kosten Voiths für das Projekt freigestellt werde. Der Senat pachtete eine der beiden Fabrikhallen und kaufte von Voith die Maschinen.

Mit ihnen nahm die Belegschaftsfirmen mit dem programmatischen Namen AN Maschinenbau und Umweltschutzanlagen, AN für „Arbeitnehmer“, im April 1984 den Betrieb auf. Ungefähr 50 Kolleginnen und Kollegen gehörten zu den Beschäftigten und waren die alleinigen Eigentümer. Viele nicht zum Betrieb gehörende Menschen unterstützten die neue Firma mit stimmrechtslosen Einlagen oder langfristigen unverzinslichen Krediten. Die reale Arbeit betraf noch nicht Produkte des gefundenen Konsenses, sondern war Lohnfertigung für andere konventionelle Maschinenbauunternehmen in Bremen und dem norddeutschen Raum.

Während der eineinhalb Jahre zwischen Schließungsankündigung und tatsächlicher Schließung hatten sich die Frauen und Männer der Belegschaft, die das Projekt trugen, darauf verständigt, die neue Firma nicht nur auf ökologische Produkte und sozial verträgliche Arbeitsbedingungen zu verpflichten. In den täglichen Versammlungen, meist in der Frühstückspause, aber oft auch nach Feierabend, waren sämtliche den Betrieb betreffenden Fragen zu entscheiden. Welche Aufträge angenommen oder abgelehnt werden sollten, welche Daten einer Auftragskalkulation zugrunde zu legen seien, ob es zumutbar wäre, wenn Kollege X für vier Wochen die Arbeit von Y zu verrichten habe, welches Klopapier gekauft und welche Schweißelektroden für welche Schweißung am besten geeignet sein könnten.

Niemand war in der Lage, zu allem Qualifiziertes beitragen zu können, sollte aber die Entscheidungen mitbestimmen und auch –tragen. Rückblickend muss ich konstatieren, dass dem das idealistische Konzept innewohnte, dass, wenn alleine die Besitzverhältnisse radikal geändert werden, auch die Stellung der unmittelbaren Produzenten eine grundsätzlich andere werde. Was ich und andere dabei außer Acht gelassen hatten, waren die Umstände, unter denen wir alle aufgewachsen und bisher gearbeitet hatten. Unsere beruflichen Kenntnisse spiegelten unsere individuellen und gruppenspezifischen und arbeitsteiligen Erfahrungen wider. Der Schweißer konnte vielleicht exzellent schweißen, aber mit welchem Vorschub danach an der

Karusselldrehmaschine sein Schweißstück zu bearbeiten war, war außerhalb seines Erfahrungshorizonts. Der Mann an der Fräse konnte mit arbeitsteiligem Erfahrungshintergrund weder zum Einkaufspreis seines Werkstücks noch zu den Konditionen der Firma beim Lieferanten etwas sagen.

Außerhalb des Werkgeländes existierte der alltägliche Kapitalismus weiter, bei unseren Kunden, in unseren Köpfen und in allen anderen gesellschaftlichen Verhältnissen. Nach und nach wurde der radikale Selbstverwaltungsansatz im Konsens zurückgefahren. Selbstverwaltet und in Belegschaftshand blieb das Unternehmen noch etliche Jahre, bis tatsächlich die Produktion von Umweltschutzanlagen aufgenommen wurde. Die Firma wurde aufgespalten in einen Bereich, der sich darum kümmerte, eine biotechnische Anlage zur Verwertung von Biomüll zu betreiben und schließlich in Serie zu bauen. Dieser Stran scheiterte letztlich. Der wie, außerordentlich erfolgreiche Bereich wurde die eigenständige Firma AN Windenergie, die in Kooperation mit dem dänischen Hersteller Bonus Energy in Deutschland und einigen anderen Ländern wie China und Australien insgesamt mehr als 1.300 Windenergieanlagen errichtete. AN hatte in dem Kooperationsprojekt Absatz, Errichtung und Wartung dieser Anlagen übernommen. Die Fertigung der Windkraftanlagen fand in Dänemark statt.

Beide Firmen mussten nicht zuletzt aufgrund des Drucks der Banken, um kreditwürdig für die anstehenden Geschäfte zu sein, privatisiert werden. AN Windenergie beschäftigte 2005 in ganz Deutschland mit Hauptsitz in Bremen ca. 320 Menschen. Wie zuvor schon die dänische Bonus Energy wurde 2005 auch AN von Siemens aufgekauft.

Ich selbst verließ AN zum ersten Mal Mitte 1988. Ich bekam die Kündigung, weil meine Kritik an manchen Entscheidungen einem der beiden von uns eingestellten Geschäftsführer nicht gefiel. Später, nach der Insolvenz meiner eigenen Firma Hanse-Guss, arbeitete ich noch einmal in der inzwischen privaten Windkraftfirma, bis mich ein neuer firmenfremder Geschäftsführer 2004 wieder entließ. Beim ersten Mal gingen wir alle zusammen nach Kisdorf zu einem kleinen Handelsunternehmen, das zweite Mal fand ich Arbeit in Hannover.

Nach 1988 wurde ich politisch aktiven Menschen zum Beobachter politischer Entwicklungen, weil ich der Ansicht war, dass ich meine ganze Kraft meiner neu gegründeten Familie geben sollte. Eine kurzfristige Mitgliedschaft Ende der Achtziger bei den Grünen beendete ich schnell wieder, weil ich wirtschafts- und gesellschaftspolitische Vorstellungen der neuen Partei vielfach nicht teilen konnte.

